

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung der herausgebenden Stelle dar. Sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

ROBERT OPPENHEIMER

Ein Blick nach innen

Mit freundlicher Genehmigung des Verlages veröffentlichen wir in dieser Ausgabe aus der amerikanischen Zeitschrift *Foreign Affairs* die drei folgenden Beiträge. Die Arbeiten von Prof. Oppenheimer und Prof. Teller wurden dem Januarheft, der Aufsatz des Marquis von Salisbury dem Aprilheft der Zeitschrift entnommen.

Durch die Auseinandersetzung mit dem kommunistischen Machtbereich wird von Zeit zu Zeit ein grelles Licht auf unser eigenes Gesellschaftssystem geworfen. In dem Maße, in dem diese Auseinandersetzung fortschreitet und sich als immer hartnäckiger, umfassender und tödlicher erweist, fangen wir an, in dem amerikanischen Gesellschaftssystem Züge zu erkennen, deren wir uns vorher kaum bewußt waren und die sich unter dem Gesichtspunkt eben dieser Auseinandersetzung als ernste Schwächen herausstellen. In erster Linie kommt uns auf diese Weise vielleicht zum Bewußtsein, daß wir die Ziele, Absichten und Erwartungen unserer nationalen Politik nicht in einer Weise darzustellen vermögen, die ebenso aufrichtig wie inspirierend wirkt. Wir haben seit langem über die von uns angestrebte Entwicklung unseres eigenen Landes wie auch der übrigen Welt keine amtlichen amerikanischen Äußerungen mehr vernommen, die von einer hundertprozentigen Integrität, einem guten Schuß geistiger Elastizität und einem Schimmer des Einleuchtenden zeugen.

In allerletzter Zeit haben noch zwei weitere Erscheinungen unseres nationalen Lebens Anlaß zu ernster Besorgnis gegeben. Da die Auseinandersetzung mit dem kommunistischen Machtbereich Hand in Hand geht mit einer unerhört beschleunigten technologischen Revolution, und da insbesondere die letzten Jahre gekennzeichnet waren von einem Ausreifen der militärischen Entwicklungsmöglichkeiten der atomaren Zeitalters, ist die Öffentlichkeit zu Betrachtungen darüber verleitet worden, ob das sowjetische oder unser amerikanisches Gesellschaftssystem mit größerem Erfolg für den Nachwuchs und die Ausbildung von Wissenschaftlern und technischen Kräften zu sorgen imstande ist. Vergleiche dieser Art zeigen, daß wir auf einem Gebiet, in dem wir einst den Russen überlegen waren, sehr bald überflügelt werden könnten. Es hat den Anschein, als ob

nunmehr das sowjetische System einen im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung relativ höheren Prozentsatz an wissenschaftlichem Nachwuchs dadurch anziehen vermag, daß es beachtliche, ja geradezu ungewöhnliche Anreize für erfolgreiche Wissenschaftler und Techniker mit einer gut durchorganisierten Begabtenauslese und einem ebenso rigorosen wie hohen Standard auf dem Gebiete der allgemeinen Erziehung verbindet.

Es war nur natürlich, daß wir Amerikaner, als wir uns dieser Diskrepanz bewußt wurden, unsere Aufmerksamkeit auf die Ursachen lenkten. Einige dieser Ursachen sind zurückzuführen auf die Tatsache, daß das Lernen ganz allgemein in unserem Lande in relativ geringem Kurs steht, vor allem aber darin, daß wir gegenüber dem Beruf des Lehrers, besonders des Schullehrers, eine ausgesprochene Indifferenz an den Tag legen. Die sehr schlechte Bezahlung unserer Lehrer und die nicht allzu gute Bezahlung unserer Wissenschaftler sind sowohl Ausdruck wie Ursache dieser Geringschätzung. Die Härten des täglichen Lebens in den Ländern des Sowjetblockes hingegen führen leicht dazu, daß sich Prestige umsetzt in Luxus und Vorrechte. Bei uns in Amerika wünschen wir so etwas nicht. Jedoch hat eine genauere Prüfung unserer Verhältnisse ergeben, daß in unseren Schulen das Niveau der allgemeinen Erziehung in den sprachlichen, mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächern sehr viel niedriger ist als in den entsprechenden sowjetischen Disziplinen. Es hat sich bei uns weiter herausgestellt, daß viele unserer Lehrer in den Fächern, die sie zu unterrichten haben, im Grunde gar nicht sehr gut zu Hause sind, und daß in vielen Fällen ihr Mangel an Kenntnissen nur noch übertroffen wird durch Mangel an Liebe und Interesse (für ihren Beruf; der Übers.). Kurzum, dadurch, daß wir uns einem fernen und wahrhaft unbeliebten Gegner stellen mußten, sind wir auf ein für

das Leben unseres Volkes äußerst ernstes Problem gestoßen.

In eine ganze ähnliche Richtung scheint die Entwicklung auf einem völlig andersgearteten Gebiet zu gehen. Es handelt sich hierbei um die Frage, ob unsere Regierung — ja im Grunde, ob unsere Institutionen und unser ganzes Volk vertreten durch seine Regierung — zu einer Festlegung unserer nationalen Politik auf denjenigen Gebieten fähig ist, bei denen es um internationale Angelegenheiten und um Strategie geht — letztere sowohl im militärischen wie im politischen Sinne. Wir können in diesem Zusammenhang aus Mr. W. W. Rostow's An-

INHALT DIESER BEILAGE

Robert Oppenheimer
„Ein Blick nach Innen“

Marquis von Salisbury
„Anglo-amerikanische Schwierigkeiten“ (S. 338)

Edward Teller
„Alternativlösungen für die Sicherheit“ (S. 341)

sprache an die Mitglieder der Marine-Kriegsakademie Ende 1956 zitieren: „Ich glaube nicht, daß wir Amerikaner als Nation bisher eine Militärpolitik oder eine Außenpolitik ausgearbeitet haben, die in der Lage ist, einerseits die von uns gesteckten Ziele zu verwirklichen, und andererseits unser Potential zur Herbeiführung der sozialen und politischen Veränderungen innerhalb des Ostblocks voll einzusetzen, — d. h. für Veränderungen, die ja schließlich in unserem eigenen Interesse liegen. Vom historischen Gesichtspunkt aus betrachtet haben die USA ihre Energien immer erst dann für die Lösung militärischer und außenpolitischer

Probleme voll eingesetzt, wenn sie sich ganz konkreten und eindeutig gegebenen Gefahren gegenübersehen.“ — Mr. Henry Kissinger — um einen anderen Kronzeugen anzuführen — beschrieb den Tatbestand im April-Heft der *Foreign Affairs* (Jahrgang 1957) *) mit folgenden Worten: „Mittels einer strategischen Gesamtkonzeption („Doktrin“) wird eine Weltmacht in die Lage versetzt, in Situationen einer gegebenen ‚Herausforderung‘ wirklich zielstrebige Maßnahmen zu ergreifen, weil nur auf diese Weise eine Skala der möglichen Gegenaktionen vor dem tatsächlichen Entstehen von Krisensituationen festgelegt werden kann. Existiert keine solche strategische Gesamtkonzeption, dann wird diese Weltmacht ständig durch die Ereignisse überrascht werden. Die Ausarbeitung einer strategischen Gesamtkonzeption ist somit die Grundvoraussetzung aller amerikanischen Sicherheit.“

Zwar haben wir unsere staatliche Exekutive heute so durchorganisiert, daß diese in der Handhabung von langfristigen Problemen aller Art, in der Handhabung sowohl der Außenpolitik wie der militärischen Strategie, eine ausgesprochene Präzisionsarbeit zu leisten vermag; zwar haben wir die Funktionen der Vereinigten Stabschefs, des Nationalen Sicherheitsrates und der Planungsabteilung in unserem Außenministerium auf das genaueste festgelegt, und diesen eben genannten Gremien die besten technischen und wissenschaftlichen Talente aus dem ganzen Lande, ja in einem beschränkten Umfange sogar aus der ganzen freien Welt, zugeführt. Und trotz alledem haben die Vereinigten Staaten nach Ansicht vieler Kreise ihre Ziele, Interessen, Alternativen und Pläne für die Zukunft auch nicht annähernd so verständlich zu machen vermocht, wie dies dem Ernst der Probleme entsprechen würde, die Amerika konfrontieren.

Allgemein herrscht der Eindruck vor, daß wir uns ständig abwechselnd in Erstaunen versetzen, oder überraschen lassen, niemals rechtzeitig und ausreichend gewarnt oder gewappnet sind und daher auch meistens nur die Wahl zwischen mehreren Übeln in einer Lage haben, in der bei einem vorausschauenden Planen und Handeln vielleicht bessere Alternativen im Bereich des Möglichen gelegen hätten. Warum, so fragt man sich, sollten die Dinge einen solchen Verlauf in einem Lande nehmen, das mit Reichtum und Muße gesegnet ist, das sich dem Prinzip der Erziehung verschrieben hat, einen weitaus größeren Prozentsatz seiner Bürger als irgendein anderes Land zu irgendeiner Zeit in den gesamten Erziehungsprozeß einordnet und über statistisch kaum noch erfassbare Kollegs, Universitäten, Institute und Bildungseinrichtungen aller Art verfügt — all das überdies noch in einer Zeit, in der wir durch eine noch nie dagewesene Konzentration von Macht in der Hand eines entschlossenen, feindlich gesonnenen Staates so ernststen Bedrohungen ausgesetzt sind, wie wir sie seit den Anfängen unserer Republik nicht mehr erlebt haben?

Es gibt natürlich noch andere Erscheinungen unseres nationalen Lebens, auf die wir ebenfalls kaum mit Stolz blicken können — Erscheinungen, die weder durch das Atomzeitalter, noch durch die Auseinandersetzung mit dem Kommunismus in den Blickpunkt der Öffentlichkeit gerückt worden sind. Es ließe sich in diesem Zusammenhang etwa auf die große Verschwendung hinweisen, die wir mit den Bodenschätzen unseres Landes betreiben; oder etwa auf die Tatsache, daß man leider nur selten bei uns dem äußerlichen Bild des Daseins durch einen Sinn für Schönheit und Harmonie im Leben der Gemeinschaft jenes tröstliche Gefühl abzuringen vermag, das an sich auf Grund unserer landschaftlichen Liebreize und unseres großen Reichtums durchaus herbeizuführen wäre.

In der Tat hätten alle diese Erscheinungen unseres nationalen Lebens, die wir in unser eigenes Verdammungsurteil einbeziehen, durchaus auch von Historikern beschrieben werden können, die mit Kulturen der Vergangenheit vergleichen, oder aber von Beobachtern der Gegenwart, die Vergleiche zu anderen Kulturen in unserer eigenen Zeit anstellen. Wir hätten dann vielleicht zu hören bekommen, daß bisher noch kein Volk Erziehungsprobleme gelöst hat, wie wir sie uns vorgenommen haben, und daß keine Regierung in einer Welt, in der ohnehin nur wenigen Regierungen längere Zeit hindurch ein Erfolg beschieden ist, jemals erfolgreich die Lösung eines Problems angegangen ist, das so umfassend und so schwierig ist wie das unsere. Ja wir könnten tatsächlich die Züge der Schwäche in unserem Gesellschaftssystem wiedererkennen als Normen oder Ideale, wie wir sie aus dem Munde von Philosophen oder Propheten vernommen haben. Ich glaube, daß eine solche Sicht der Dinge im Grunde sehr viel konstruktiver ist, weil meiner Ansicht nach — wie ich später deutlich machen werde — die Erscheinungen unseres nationalen Lebens, die uns Sorge bereiten, letztlich Ausdruck einer sehr tief verwurzelten, hartnäckigen und völlig einmaligen Kulturkrise sind, und weil sich solche Mangelerscheinungen bei uns letztlich nicht durch eine Therapie der Symptome aus der Welt schaffen lassen, sondern nur durch echte Wandlungen unseres ganzen Lebensstiles, unserer Glaubensinhalte, unseres Handelns und unserer Wertmaßstäbe.

Zweifellos haben frühere Zeiten kaum auch nur annähernd ähnliche Probleme gekannt, wie sie sich unserem Lande und unserem Zeitalter stellen. Auf jeden Fall hat man derartige Probleme dann aber nicht zu lösen vermocht. Wenn es den Anschein hat, als ob unser Gegner diese Probleme besser gelöst hat als wir, dann mag es ganz heilsam für uns sein, daß wir hiervon Kenntnis nehmen. Es kann aber kaum heilsam für uns sein, daß wir uns etwa die von ihm angewandten Mittel zu eigen machen. Der Gegner weiß nämlich, was er will, weil er im Besitz einer ganz einfachen Theorie ist über Sinn und Bedeutung des menschlichen Lebens und über seine eigene Rolle in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Mit der aus solchem Selbstvertrauen herrührenden Stärke

hat dieser Gegner ein Regierungssystem geschaffen, das willens ist, unerhörte Einbußen im Menschlichen in Kauf zu nehmen, wenn es gilt, die zur Durchsetzung seiner Ziele notwendigen Maßnahmen zu ergreifen. Die Tatsache, daß der Theorie des Gegners nur ein winziges, fragmentarisches und größtenteils völlig unmö- dern gewordenes Körnchen Wahrheit anhaftet, und diese Theorie den weitaus größeren, und vor allem auch viel fundamentaleren Teil der Grundwahrheit ausschließt, — diese Tatsache sollte uns in der Überzeugung bestärken, daß dem Gegner der Erfolg versagt bleiben wird. Die Möglichkeit aber, daß auf der anderen Seite vielleicht das schließliche Scheitern des Gegners große, wenn nicht sogar alle Teile der Welt in Mitleidenschaft ziehen und Zerstörung und Schrecken in einem noch nie dagewesenen Ausmaße verbreiten wird, sollte allerdings unser eigenes Gefühl der Befriedigung angesichts der Möglichkeit eines gegnerischen Mißerfolges erheblich dämpfen und uns dazu anhalten, daß wir die Lösung unserer Probleme nach unseren Maßstäben, auf unsere Weise und nach unserem eigenen Zeitplan in Angriff nehmen.

Für die Züge der Schwäche in unserem Gesellschaftssystem gibt es vielschichtige und verständliche Ursachen, die auch einer gewissen Ironie des Schicksals nicht entbehren. Ich glaube, daß drei unserer Schwächen (die unseres Erziehungssystem, unserer zaghaften Sicht der eigenen Zukunft und unserer Schwierigkeiten bei der Ausarbeitung einer klaren Linie des politischen Handelns) einige gemeinsame Wurzeln haben. Und dennoch lassen sich natürlich diese Schwächen nicht alle auf einen Nenner bringen, und wir können allen auch nicht im Rahmen der vorliegenden Studie auf den Grund gehen. Wir Amerikaner haben lange Zeit in den Prinzipien der Toleranz und der Egalisierung echte Tugenden gesehen, und besonders die Toleranz aus Tradition liebevoll gepflegt und an den Tag gelegt gegenüber einer Vielfalt von Einstellungen zu den Grundfragen des menschlichen Daseins, das heißt, zu der Natur des Menschen und seinem Schicksal, zu seinem Heil und seinem Glauben. Gewiß hängen nun diese Faktoren sehr eng zusammen mit unseren Schwierigkeiten auf dem Gebiet der Erziehung, insoweit sie nämlich auf das sozusagen „unlösbare Problem schlechthin“ verweisen. Diese sogenannten Tugenden hängen auch eng zusammen mit den Schwierigkeiten des Vorausschauens und Vorausplanens, — beides ja Dinge, die von altersher auf einem Konsens gerade in bezug auf diejenigen Fragen beruhen, in denen unsere Gesellschaft dem Prinzip der Vielfalt ergeben ist. Auch das unserem Lande anhaftende Glück — wenn ich es einmal gewissermaßen pauschal und in einer Zusammenschau von mehreren Jahrhunderten so formulieren darf —, und die aus solchem Glück hervorgegangenen Faktoren des Optimismus und des Selbstvertrauens —, auch diese Dinge haben etwas zu tun mit unseren heutigen Schwierigkeiten. Vielleicht würden wir in alledem gar keinen Wandel schaffen wollen. Auf jeden Fall müssen wir solche Faktoren in Rechnung stellen, wenn wir uns vergleichen mit

*) Vgl. Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ v. 2. X. 1957.

Athen, mit dem England der Königinnen Elisabeth, Victoria oder mit dem Frankreich des 17. Jahrhunderts.

Unseren Schwächen haftet aber natürlich auch, wir sagten es bereits, ein wenig von der Ironie des Schicksals an. Gerade unser unbegrenztes Vertrauen in die Erziehung, gerade unsere Entschlossenheit, diese Erziehung allen zugänglich zu machen, gerade unser Glaube daran, daß der Mensch durch das Medium der Erziehung erst seine wahre Würde und Freiheit erlangt — gerade dies alles hat in einem so erheblichen Maße dazu beigetragen, daß aus unserem Er-

ziehungssystem die heutige, zu fünfzig Prozent von allen Inhalten entleerte Verhöhnung unserer selbst geworden ist. In dem Augenblick nämlich, in dem wir zum ersten Mal in Zeiten mindestens eines pro-forma Friedens unsere ganzen Anstrengungen und Forschungen, unser Denken und unseren Reichtum in den Dienst der militärischen Sicherheit gestellt haben, in eben diesen Augenblick haben wir einen der furchterregendsten Zustände der Unsicherheit geschaffen, den es seit Anbeginn der uns bekannten Geschichte der Menschheit je gegeben hat.

„... tue die Dinge selber“

Man pflegt für gewöhnlich die Behauptung aufzustellen, daß unsere amerikanische Kultur die Praxis der Theorie, das Handeln der gedanklichen Präzisierung und schließlich die Erfindung der Kontemplation vorzieht. Es ist etwas wahres an dieser These. Man sollte sie jedoch nicht übertreiben. Einmal ist es doch zwangsläufig immer und überall so, daß das Verhältnis zwischen Ausführung und Reflektion quantitativ zugunsten des „Tatmenschen“ und zuungunsten des Reflektierenden ausschlägt. Selbst in Athen kamen auf einen Sokrates eine ganze Reihe von Sophisten. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß es irgendeine Gesellschaft gibt, in der die in dieser Welt zu bewältigende Arbeit nicht mehr Leute und mehr Zeit in Anspruch nimmt, als das Begreifen und Erfassen der großen Zusammenhänge in der Welt. Zum zweiten haben auch die äußeren Umstände das eben genannte Verhältnis zwischen den beiden Aspekten des Lebens akzentuiert, indem sie nämlich die Leistungen der Tatmenschen wesentlich mit ermöglicht, dann aber auch berühmt gemacht haben: als da sind Amerikas Reichtum, die Weite seines Landes, das große Maß an Freiheit und, aufs ganze gesehen, der diesem Volke stets eigene Optimismus. Es würde in der Tat ganz beachtlicher Leistungen der Theoretiker und Denker bedürfen, wenn sie erfolgreich wetteifern wollten mit der Brillanz, ja oft auch mit der Anmaßung, die unseren materiellen Errungenschaften anhaftet.

Unsere Vergangenheit hat sich stets durch einige wenige, originelle und tieferschürfend-reflektierende Geister ausgezeichnet, deren Arbeit zwar einen Teil der geistigen Traditionen Europas und der ganzen Welt darstellte, dabei aber dennoch eine typisch amerikanische Eigenart aufwies. Wir brauchen in diesem Zusammenhang nur etwa an vier Namen denken wie: Peirce, Gibbs, James und Veblen. Heute führt unser Land auf beinahe allen Gebieten der Naturwissenschaften (und dazu noch auf einigen anderen) und zwar nicht nur in der Theorie, sondern auch im Experiment, in der Erfindung und schließlich auch in der Praxis. Das hat natürlich zu einem großen Wandel in dem Bereich der Erziehung geführt — und zwar in der höheren Schulbildung, in den sogenannten graduate schools, bei der Forschungsarbeit der Exmatrikulierten sowie in den Instituten und auf den Universitäten. Gewiß muß ein Teil dieser

Entwicklung auf mißliche Umstände der internationalen Politik zurückgeführt werden: so auf die zwei Kriege in Europa, auf die Nazis und auf die anfänglichen Auswirkungen der kommunistischen Machtübernahme in Rußland (letztere bedeuteten für Amerika nämlich zumindestens zeitweilig eine unerhörte Erschwerung für das ernsthafte Studium bestimmter Probleme). Der eben angedeutete Wandel muß ferner auch zu einem Teil auf die Tatsache zurückgeführt werden, daß viele Forscher als Flüchtlinge vor ihren Regimen zu Hause, vor der Tyrannei und vor jeglicher Art von Unannehmlichkeiten in anderen Ländern nach Amerika kamen. Dennoch trifft es eben zu, daß heute ein junger Mann, der die beste Ausbildung auf den Gebieten der theoretischen Physik, der Mathematik, der theoretischen Chemie oder Biologie zu genießen wünscht, höchstwahrscheinlich nach Amerika kommt — so wie er noch vor drei Jahrzehnten zu den Ausbildungsstätten in Europa gegangen wäre. Zweifellos war es nach dem Ende des 2. Weltkrieges, als das Interesse der Öffentlichkeit an den durch die Kriegsjahre in den Vereinigten Staaten herbeigeführten Erfol-

gen auf dem Gebiet der angewandten Naturwissenschaften besonders zutage trat, äußerst wichtig, jedem übertriebenen Gefühl amerikanischer Überlegenheit mit dem Hinweis entgegenzutreten, daß wir ja den europäischen und den Wissenschaftlern aus anderen Ländern sehr viel zu verdanken hatten. Heute aber Argumente zu wiederholen, die auch damals nur teilweise zutrafen, — derart nämlich, daß die Amerikaner zwar hervorragende Praktiker, dafür aber schwache Theoretiker sind — würde der Wahrheit alles andere als gerecht werden. Natürlich sollte man immer hinzufügen, daß die Anzahl derer, die sich mit den theoretischen Wissenschaften befassen, zu allen Zeiten klein, und bei uns in Amerika heute sogar besonders klein ist. Die Arbeit, ja das bloße Vorhandensein solcher Theoretiker kann sich daher auch nur in einem sehr geringen Umfange direkt auswirken auf die Grundhaltung und den Lebensstil des Landes.

Nachdem ich dies alles festgestellt habe, will ich nun aber doch hinzufügen, daß es mir so scheint, als ob in unserer amerikanischen Zivilisation im Vergleich zu anderen Zivilisationen — sicherlich im Vergleich zu der alten indischen, der kontinental-europäischen und wahrscheinlich sogar im Vergleich zu der englischen (wo brillante Theorien entwickelt, in der Praxis aber größtenteils ignoriert werden) die Praxis sehr viel mehr als die Theorie betont wird, und die actio sehr viel mehr als die contemplatio. Bei der immer nur sehr schwer zu erreichenden Gewichtsverteilung im Unterricht neigen wir Amerikaner dazu, dem utilitaristischen Gesichtspunkt zu viel, und dem eudämonistischen zu wenig Bedeutung beizumessen. Und wenn man uns oft das Prinzip des „do it yourself“ nachsagt, dann dürfte es sich hier in den wenigsten Fällen um Anstrengungen eines lernenden und spekulativen Geistes handeln.

Land der Vielfalt

Um der Beschaffenheit und Bedeutung solcher Charakteristiken des amerikanischen Lebens noch genauer auf den Grund zu gehen, sollten wir uns noch eines weiteren Aspektes in der geistigen Landschaft Amerikas bewußt werden: uns gehört ein Land der Vielfalt, der Vielfalt in wichtigen, tiefeingewurzelten und komplexen Formen. Wir tolerieren, respektieren und hegen solche Vielfalt in Gestalt eines echten Pluralismus. In den Vereinigten Staaten wird viel Theorie begründet: kosmologische Theorie, eine Theorie der genetischen Prozesse, eine Theorie über die Natur und das Wesen der Immunität, eine über die Beschaffenheit der Materie, eine Theorie über das Lernen, über die Preise und über das Verkehrswesen. Wir besitzen jedoch keine übergeordnete Theorie von dem Inhalt und Sinn des menschlichen Lebens überhaupt. Es gibt bei uns keinen Konsens in bezug auf das Wesen der Realität, oder in bezug auf die Rolle, die wir selber in solcher Realität spielen. Es gibt keine Theorie über das „gute Leben“ und kaum eine Theorie über die Rolle, welche die Regierung im Hinblick auf ein solches Lebensziel

spielen könnte. Die verschiedenartigen Begabungen, Fertigkeiten, Glaubensanschauungen und Erfahrungen unseres Volkes stellen einen wirklichen Beitrag dar zur Lösung eines ganz konkreten Problems, zur Beantwortung einer wohldefinierten Frage, zum Bau einer Maschine, eines Gebäudes oder zur Konstruktion einer Waffenserie. Und in solcherlei konkreten und begrenzten Vorhaben wird die Vielfalt und gegenseitige Fremdheit der an dieser Arbeit Beteiligten wiederum harmonisiert durch die gemeinschaftliche Aufgabe. Das „Experten-Team“ — manchmal unter Einschluß von Experten aus dem Fachgebiet der Sozialwissenschaften — stellte seinerzeit im Kriege eine außerordentlich erfolgreiche Erfindung dar und ist dies auch weiterhin in einer Vielzahl von verschiedensten, technischen Vorhaben. Für die allgemein üblichen Arbeitsvorhaben auf den Universitäten sind solche Teams jedoch nach wie vor als unangebracht und hemmend anzusehen.

Der amerikanische Pluralismus läßt sich zweifellos zum Teil aus dem Gesamtzusammenhang unserer Geschichte und aus denjenigen Zügen

unseres nationalen Lebens verstehen, in denen wir uns von den meisten der europäischen, und von vielen der asiatischen Gemeinschaften unterscheiden. Zur Verdeutlichung läßt sich das Beispiel der relativ primitiven Dorfgemeinschaften der Indianer im Südwesten Amerikas heranziehen, an die einige von uns sich vielleicht noch aus den ersten Jahren dieses Jahrhunderts erinnern können. Das Leben in diesen Dorfgemeinschaften war qualitativ gesehen relativ statisch und in hohem Maße schematisiert. Alle Elemente dieses Gemeinschaftslebens waren einander in einem festgefügt Bezugs-system zugeordnet und erhielten einen einheitlichen und sinngebenden Charakter durch religiöse Riten und Doktrinen. Veränderungen griffen hier nur sehr langsam um sich, und das Verkehrsnetz hielt sich durchaus im Rahmen des begrenzten Erfahrungsbereiches der Dorfbewohner.

Solche Gemeinschaften stellen nahezu den Idealtypus einer Einheit, eines gegenseitigen Verstehens und einer monistischen Sicht der Welt dar. In Amerika ist jedoch dieser Dorftypus nur sehr wenig in Erscheinung getreten. Die Erfahrungen unseres Volkes waren daher völlig anderer Natur — auf Grund der „Grenz“-Situation, der Weite des Landes und später dann der unerhört schnellen Wandlungsprozesse, des lärmenden Tempos und Verkehrs. Man kann vielleicht sagen, daß Neuengland zwei Jahrhunderte lang die Stabilität des Dorflebens aufwies: und ich glaube, daß wir heute in dem Zusammenhalt, in dem Zug zur Entschlossenheit und in dem gegenseitigen Verstehen der wenigen Nachfahren dieser alten Lebensgemeinschaften einen der stabilsten und einheitlichsten Faktoren in unserem Lande erblicken können. Vielleicht lassen sich — allerdings weiß ich darüber weniger — Parallelen hierzu in den amerikanischen Südstaaten ziehen, obwohl das wechselvolle Schicksal mit diesen Gebieten der Vereinigten Staaten in den letzten 150 Jahren ja sehr hart verfahren ist.

Selbst wenn wir in diesem Zusammenhang unsere Aufmerksamkeit auf Europa lenken, jenen Kontinent also, von dem so viel der Unruhe, der Ernüchterung und auch der Differenziertheit unseres eigenen Landes ausgeht, dann können wir ganz wesentliche Unterschiede feststellen. In Europa gab es eine alte Tradition der „begrenzten Mobilität“ des gesellschaftlichen Prozesses. Kulminationspunkt dieser Entwicklung war das 13. Jahrhundert mit seiner einheitlichen Schau aller für die Menschheit wichtigen Faktoren: Diese Schau beinhaltete ein allein von Gott her determiniertes Universum, in dem Gott stets allgegenwärtig war; ein Universum, in dem alles Erdliche als absolut konstant angesehen wurde, und für das des Menschen Leben auf ein stets gegenwärtiges Ziel und einen ebenso gegenwärtigen Zweck hin ausgerichtet war. Als diese Welt zusammenzubrechen begann, tat sie dies nur langsam, — zunächst in den Gedankengebäuden der Philosophen und Wissenschaftler. Erst im siebzehnten Jahrhundert läßt sich eine einigermaßen vollständige Wende von der *contemplatio* zur

actio ausmachen. Lange nachdem dieser Wandlungsprozeß eingesetzt hatte, waren seine Auswirkungen etwa für einen John Donne noch bedrückend: „*alles ist in Stücke gegangen*“ (so klagte er), „*aller Zusammenhalt ist verloren, alles ist nur noch Hilfskonstruktion, alles Relation*“. Nur langsam wurde sich in Europa der Mensch seiner eigenen Macht bewußt. Dieses Bewußtsein schälte sich dann heraus in Menschen und Völkern, die sich miteinander verbunden fühlten durch eine gemeinsame Sprache, durch gemeinsame Gewohnheiten und Traditionen des Geschmackes, der Sitten, der Künste und Eigenarten.

Im Vergleich zu alledem kann man die Amerikaner nur als Nomaden bezeichnen. Natürlich weist das, was die verschiedenen Menschen nach der Neuen Welt importierten, viele gemeinsame Züge auf. Beinahe immer war jedoch eben dieses Gemeinsame entweder negativer, persönlicher oder pragmatischer Natur: nämlich entweder der Wunsch, einem System der Unterdrückung zu entfliehen, oder aber die Hoffnung, sich ein neues Glück zimmern zu können. In den formativen Jahren unserer amerikanischen Geschichte erhielten die Unterschiede zwischen den einzelnen Bewohnern des Landes gewissermaßen Gewicht und Weihe durch die Leere des Raumes, durch die einerseits geforderte, andererseits aber auch reichen Lohn auszahlende Kunst der Improvisation, durch die Vielfältigkeit des neuen Lebens und schließlich durch die bereits erwähnte Situation der Grenze. Unsere Staatsphilosophen unternahmen es dann, die praktischen Segnungen der staatlichen Einheit in Einklang zu bringen mit der größtmöglichen Toleranz gegenüber dem

Faktor der Vielfalt. Innerhalb des letzten Jahrhunderts ist nun zu alledem hinzugekommen — gewissermaßen auch als Korrelat zu dem abgeschlossenen Prozeß der Grenzziehungen zwischen uns und unseren Nachbarn — eine gänzlich neue Ursache des Wandels, der daher sowohl radikaler wie auch umfassender ist als aller Wandel früherer Zeiten. Ich meine hiermit einerseits die bisher in der Geschichte noch nie in einem solchen Ausmaße dagewesene Ausdehnung des Wissens und der Erkenntnis. Während man vor 200 Jahren in diesem Zusammenhang noch besorgt in halben Jahrhunderten dachte, denkt man heute — das dürfen wir wohl sagen — eher in Jahrzehnten. Hand in Hand, und teilweise in ursächlichem Zusammenhang damit stehend, teilweise aber auch auf Grund eines immer mehr zunehmenden Reichtums wie auch einer Tradition der Freiheit und des Mobilismus, geht schließlich eine technologische „Explosion“ und eine wirtschaftliche Entwicklung, wie sie die Welt bislang noch nicht erlebt hat.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts schrieb William James: „*Ich möchte Ihnen nunmehr dringend empfehlen, Ihre Aufmerksamkeit besonders auf die Rolle zu lenken, die die älteren ‚Wahrheiten‘ spielen. Ihr Einfluß stellt ein Element der unbedingten Kontrolle dar. Treue ihnen gegenüber ist das oberste Prinzip, in vielen Fällen sogar das einzige. Phänomenen, die durch ihren völlig neuartigen Charakter eine ernsthafte Reorientierung unserer vorgefaßten Meinungen mit sich bringen müßten, pflegt man meistens dadurch zu begegnen, daß man sie überhaupt ignoriert, oder aber, daß man diejenigen in Mißkredit bringt, die von solchen Phänomenen Zeugnis ablegen.*“

Jagdgebiet der Spezialisten

In unserer Zeit ist das Gleichgewicht zwischen alten und neuen „Wahrheiten“ aus den Fugen geraten. Es ist nur natürlich, daß die meisten Menschen die Zahl und Art neuer „Wahrheiten“, mit denen sie sich künftig auseinanderzusetzen haben, auf ein Minimum zu beschränken trachten. Der intellektuelle Bereich wird zu einem Jagdgebiet der Spezialisten. Die Menschen in unserem Lande werden trotz aller scheinbaren, das heißt oberflächlichen Anzeichen einer Gleichheit letztlich viel differenzierter in ihrer Erfahrungsweite und sich gegenseitig viel fremder in der Sprache, mit der sie über das reden, was ihnen wirklich am Herzen liegt. Ein ähnlicher Vorgang läßt sich zu keiner Zeit und an keinem Ort in der bisherigen Geschichte der Menschheit ausmachen. Aus solcherlei Gründen kommt ein allgemeiner Konsens nur noch in Erklärungen zum Tragen, die so vage sind, daß sie beinahe alles bedeuten können, oder aber in Situationen, die so überwältigend, bedrohlich und zwingend sind, daß man nicht mehr zurückzugreifen braucht auf irgendein theoretisches Gedankengebäude oder auch eine umfassende Sicht der gesamten Weltzusammenhänge.

Das vielleicht in sich geschlossenste unserer theoretischen Systeme bieten die Naturwissenschaften. Sie sind für die meisten der unsere Regierung konfrontierenden Fragen der Politik und Strategie kaum von Belang. Wenige Ausnahmen bestätigen die Regel. Die auf diesem Gebiet zu beobachtende Geschlossenheit ist jedoch von einer ganz besonderen Natur: sie besteht im großen und ganzen aus einem Fehlen an jeglichem Widerspruch zwischen zwei gegebenen Teilen, und in einer nur schwer faßbaren, oft sogar lediglich potentiell gegebenen, wechselseitigen Bedeutung. Die Geschlossenheit ist auch nicht struktureller Natur, derart etwa, daß sich das ganze ableiten ließe von einer einfachen Summierung, einem Schlüssel oder irgendeinem Gott sei Dank noch möglichen mnemo-technischen Trick. Es gibt somit keinen festen Bestand an Axiomen in den Naturwissenschaften. Die wichtigsten Wahrheiten dieser Wissenschaft lassen sich nicht in Begriffen der „Normal“-Erfahrungen definieren, noch umschließen sie ohne weiteres alles übrige. Unser Wissen von der Natur ist in keinem wahren Sinne allgemeines Wissen. Vielmehr ist dieses Wissen der kostbare Schatz vieler blühender Einzelgemeinschaften, die nur zu oft bei allem ihrem schnellen Wachstum vollkommen

voneinander abgeschnitten sind. Noch nie zuvor hat sich unser gemeinsamer Fundus an Wissen auf einen so schmalen Teil des überhaupt Bekannten beschränkt. Die Naturwissenschaften „weiß“ man nicht. Sie lassen sich in toto überhaupt von niemandem überblicken. Das liegt wahrscheinlich zwangsläufig in der Natur der Sache. Nur kleine Ausschnitte dieser Wissenschaften lassen sich eben begreifen. In der Welt der Gelehrten werden inmitten dem großen Dunkel des Unbekannten gewissermaßen nur einzelne Licht-Oasen des Wissens vermittelt.

In den Überlegungen unserer Regierung darüber, welche praktischen Konsequenzen sich aus der naturwissenschaftlichen Entwicklung ergeben könnten, dürfte sich die eben angedeutete Lage zweifellos widerspiegeln. Selbst in bezug auf einen relativ so begrenzten Fragenkomplex wie den der Risiken, die sich aus der Radioaktivität in Friedenszeiten ergeben, kann die Regierung nicht einen einzelnen Experten um eine Lösung des Problems angehen. Vielmehr wendet sie sich dann an die „Nationale Akademie der Wissenschaften“, die ihrerseits eine ganze Serie von ebenso zahlreichen wie großen Ausschüssen zusammenruft. Die kollektive Erkenntnis auf der einen, und das kollektive Eingeständnis der eigenen Unwissenheit auf der anderen Seite stellen dann im Grunde die zur Zeit bestmögliche Antwort war.

In anderen Bereichen unseres geistig-intellektuellen Lebens, in Bereichen, die von größerer Bedeutung für die Politik und für die Strategie sind, finden wir eine Situation vor, die von der oben geschilderten keineswegs völlig verschieden ist, obwohl auch sie weniger formalisiert und auch weniger überhaupt erkannt wird. Auf dem

Ein „Schlüssel“ existiert nicht

Angesichts einer solchen Lage und angesichts der ganzen Komplexität, der Vielfalt, aber auch des raschen Wandels sowohl in unserem geistig-intellektuellen Bereich, wie in der Welt überhaupt, besteht natürlich die furchtbare Versuchung, nach dem eben gar nicht existierenden „Schlüssel“ zu suchen, nach der einfachen Zusammenfassung der Dinge, aus der sich dann alles andere ableiten ließe. Genau dahin haben wir Amerikaner in den Kriegen dieses Jahrhunderts tendiert. Wir dürfen heute wohl feststellen, daß am Ende eines jeden solchen Krieges dann immer die ernstesten Verwicklungen aus dieser Haltung resultierten. Selbst im ersten Weltkrieg war diese Haltung wahrscheinlich fehl am Platze. Damals machte sich unsere Regierung eine relativ detaillierte und ausgesprochen „gelehrte“ Theorie zu eigen, die in unserem Volke weitgehendst akzeptiert wurde. Nur entsprach diese Theorie eben leider nicht ganz der Wahrheit. Eine solche Grundhaltung war dann wahrscheinlich ebenfalls fehl am Platze im zweiten Weltkrieg. Damals schien die Theorie äußerst primitiver Natur zu sein und aus der Anschauung zu bestehen, daß das Böse so weit verbreitet es auch in der Welt überhaupt sein mochte, im Grund in einer so einzigartigen Weise bei den Regierungen der Feind-

innenpolitischen Sektor wird die Regierungsamtliche Analyse der jeweils anzugehenden Probleme glücklicherweise ergänzt durch die in unserer Tradition begründeten Sicherungen unserer politischen Institutionen. Wenn daher die exekutiven und legislativen Zweige unseres Staates — etwa die Probleme der Holzfäller im Nordwesten des Landes, die des Arbeitsmarktes in den Küstengebieten oder des Nachwuchses für die Schifffahrt — einmal falsch beurteilt haben sollten, dann besteht immer noch die Möglichkeit, daß diejenigen gehört werden, die auf Grund ihres täglichen Umganges mit solchen Problemen in diesem Falle als Spezialisten angesehen werden können. Auf Grund einer sozusagen allgemein vorausgesetzten, wenn auch manchmal verletzten oder sogar außer acht gelassenen Toleranz empfängt das Votum derjenigen, die am meisten von dem jeweiligen Problem betroffen sind und die daher auch über die besten und sofort auswertbaren Kenntnisse verfügen, die gewichtige Weihe des Glaubenssatzes einer zustimmenden Mehrheit. Auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, in Angelegenheiten also, die andere Länder und andere Völker betreffen, besteht keine solche „Absicherung“ und keine Möglichkeit der Abhilfe. Hier muß sich die Regierung ganz entscheidend im Grunde auf die Forschung verlassen: darauf nämlich, was der Historiker, der Sprachwissenschaftler, der Künstler und alle anderen, die mit der nur im Verlaufe vieler Jahre zu erlangenden analytischen, wertenden und verstehenden Kunst des Historikers ausgestattet sind, als Einsichten in bestimmte Vorgänge ausländischer, und oft ganz besonders fremdartiger, Länder vermitteln können.

mächte konzentriert sei, daß wir es uns leisten könnten, dies Böse anderswo einfach zu übersehen.

Jede Regierung darf in einer gegebenen Situation aus mehr oder weniger zutreffenden Gründen eine Entscheidung über die von ihr zu befolgende Politik fällen. Das tut auch die amerikanische, so etwa wenn sie Krieg erklärt oder eine relativ so gut durchdachte Politik wie die Truman-Doktrin verkündet. Derartige Entscheidungen, die auf Grund der besten, jeweils zur Verfügung stehenden Data gefällt werden, stellen einen Willensakt dar. Treten dann neue Data zu Tage, die ebenfalls für die bereits getroffene Entscheidung sprechen, dann erfährt der Willensakt noch eine Untermauerung. In einem solchen Fall würde also wahrscheinlich die Durchführung der militärischen Operationen, oder die Ausführung der Doktrin, noch wirksamer werden. Zeigt sich hingegen, daß die getroffenen Entscheidungen fehl am Platze gewesen waren, oder später als bereits überholt gelten müssen, dann dürften die gegenteiligen Wirkungen eintreten. Die menschliche Neigung, zu den eigenen Entscheidungen unbedingt zu stehen, auf der anderen Seite aber möglichst wenig dazu zu lernen und sich nicht zu wandeln, sollte nicht noch durch eine Haltung ver-

stärkt werden, die in jeder Verwerfung überholter Data und Analysen die Wahrheit, und daher auch den Wert der Dinge, angetastet sieht. Gefahren erwachsen nicht etwa daraus, daß man neuen, in eine gegenteilige Richtung weisenden Data vielleicht nicht genügend Gewicht beißt. Die eigentliche Gefahr besteht vielmehr darin, daß man solche neuen Data überhaupt nicht registriert, daß unsere Fähigkeit zur Wahrnehmung, ja unser ganzer Intellekt durch das, worauf wir uns einmal festgelegt haben, so blockiert wird (was zwangsläufig bei unseren Sinnesorganen der Fall sein muß), daß uns etwaige Widersprüche und neue Entwicklungen überhaupt nicht mehr zum Bewußtsein kommen.

Ich glaube, daß uns heute durch die Vereinfachungen unseres Zeitalters sehr tiefgreifende Schäden zugefügt werden. Der Kalte Krieg ist eine bittere, ja tödliche Realität. Aber es geht heute in der Welt nicht alleine um diesen Kalten Krieg. Für unzählige andere Völker und ihre Regierungen stehen ganz andere, für sie viel bedrückendere Probleme im absoluten Mittelpunkt des Interesses. Jede „globale Schau“ (wie etwa die vom Kalten Krieg) muß zwangsläufig eine Rezeption von Erkenntnissen in den wirklich entscheidenden Bereichen inhibieren, weil dann nämlich solche Erkenntnisse unter dem Blickwinkel unserer eigenen, übergeordneten Doktrin irrelevant erscheinen müssen, oder aber in irgendeiner Form nicht mehr „passen“. Daß wir Amerikaner uns genau in dieser Gefahr befinden, scheint mir erwiesen durch das Ausmaß, in dem wir im Verlaufe des geschichtlichen Dramas unserer Zeit immer wieder von den Ereignissen völlig überrascht werden.

Zwei Aspekte der Lage, die ich zu umreißen versucht habe, bedürfen eines besonderen Kommentars. Es scheint mir nämlich, daß sowohl die Vielfalt wie das Tempo der Veränderungen in unserem heutigen Leben wahrscheinlich noch zunehmen, daß unsere Erkenntnis Fortschritte machen wird — (vielleicht sogar in einem sich immer mehr überschlagenden Tempo) —, und daß schließlich auch die Veränderungen selber eine unerhörte Beschleunigung erfahren werden. Diese unsere Welt wird sich höchstwahrscheinlich nicht mehr synoptisch überschauen lassen. Wir werden vielmehr nicht umhin können, uns immer wieder der Mühe eines Detailstudiums zu unterziehen. Ich halte es nicht für sehr wahrscheinlich, daß wir uns heute mitten in einem nur kurzen, das heißt bald überwundenen Intervall des Wandels und der offenkundigen Unordnung befinden. Das erkenntnistheoretische Problem scheint sich der heutigen Generation in einem noch nie dagewesenen Ausmaß zu stellen. In dieser Lage lassen sich nur noch die allgemein gehaltensten Verhaltensmaßregeln früherer Generationen anwenden.

Meiner Ansicht nach haben wir uns darüber hinaus auch auf eine Welt einzustellen, in der diese Probleme Amerikas nahezu die gesamte Welt angehen werden. Der Anfang einer solchen Entwicklung ist für die augenblicklichen Stimmungen der Europäer vielleicht von derselben Bedeutung wie die Geschichte der beiden

Weltkriege, des Kommunismus, des Nationalsozialismus und wie schließlich auch die Tatsache, daß Europa in seiner politischen und wirtschaftlichen Macht Einbußen erlitten hat. Diese Probleme scheinen mir auch deutlich darin zutagezutreten, daß die afrikanischen, asiatischen, mittelamerikanischen und südamerikanischen Völker entschlossen sind, sich Erziehung, Wissen, die Technologie und einen neuen Reichtum mit Mitteln anzueignen, die man einerseits noch gar nicht richtig entdeckt, andererseits aber auch überhaupt noch nicht verstanden hat. Diese Probleme spiegeln sich auch teilweise in der Unruhe wider, die erst in jüngster Zeit wieder unter den Intellektuellen des sowjetischen Machtbereiches, besonders wohl unter den Wissenschaftlern, in Erscheinung tritt. Sie lassen schließlich auch jede Aussicht auf einen Wandel von der Tyrannei zur Freiheit in diesem Machtbereich in einem besonders ernsten Licht erscheinen.

Es gibt somit für uns Amerikaner heute sehr zwingende, äußere Gründe dafür, daß wir uns endlich einer ernstlichen Neubesinnung unterziehen und das geistig-intellektuelle Potential, an dem es heute in einer so traurigen Weise zu fehlen scheint, wirklich zur Lösung der drin-

genden strategischen und politischen Probleme einsetzen. Wir brauchen dieses Potential für die Auseinandersetzung mit dem Kommunismus; wir brauchen es, wenn wir die auf uns zukommenden, großen Veränderungen in der übrigen Welt ein wenig verstehen und auch ein wenig beeinflussen wollen. Wenn wir uns endlich bewußt werden, wie dringend wir dieses Potential bedürfen, dann ist uns damit schon geholfen. Wenn aber sich in unserem Volk ganz allgemein, wenn sich in unserer Regierung diese Erkenntnis sozusagen „amtlich“ Bahn bricht, dann ist uns damit sehr geholfen. Auf diese Weise ließen sich größere Mittel für die Erziehung und den Unterricht bereitstellen. Dann wird man sich bei der Festlegung der Richtlinien unserer Politik genau so leiten lassen von den Erfahrungen der Gelehrten wie von den Erfordernissen der Praxis. Und dennoch: obwohl diese Maßnahmen so bitter nottun, und obwohl sie längst überfällig sind, wird — so fürchte ich das eigentlich Essentielle nicht alleine aus ihnen hervorgehen.

Es mag durchaus berechnete Meinungsverschiedenheiten darüber geben, ob ein „amtliches“, oder selbst ein allgemeiner verbreitetes Verständnis dessen, was in unserem Volke von-

nöten ist, in sich schon zu einer Antwort auf solche Herausforderungen führen wird. Was wir in der Tat brauchen, ist eine sehr viel potenziere, geistig-intellektuelle Kraft und Disziplin; eine sehr viel mehr zur Gewohnheit werdende und weitverbreitetere Aufgeschlossenheit; und schließlich eine Art von Unermüdlichkeit, die nicht unvereinbar ist mit Erschöpfung, wohl aber mit jedem Gedanken an eine Kapitulation. Es ist ja nicht so, als ob unser Land arm wäre an Wissensdrang, an einem echten Gelehrtentum, an Veranlagungen zum Aufspüren von Selbsttäuschungen, oder an einem Verpflichtetsein und einem Suchen nach Ordnung und Recht inmitten einer sich ständig wandelnden und stets differenzierter werdenden Welt. In Amerika werden der Gelehrte und der Experte respektiert. Genau so aber ist man sich bei uns auch der Rolle bewußt, die der Faktor Ignoranz spielen kann, und schließlich auch unserer Grenzen sowohl als Menschen überhaupt wie als einzelne Individuen. Alle diese Eigenschaften bedürfen jedoch noch sehr viel größerer Pflege und Wertschätzung von unserer Seite, wenn das Prinzip einer Regierung durch das Volk in dieser Welt nicht zum Untergang verurteilt sein soll.

MARQUIS V. SALISBURY

Anglo-amerikanische Schwierigkeiten

Wer die Kühnheit besitzt, das so heikle, dabei aber überaus wichtige Thema der anglo-amerikanischen Beziehungen anzupacken, der sieht sich sofort vor die Frage gestellt, was er unter dem Begriff „anglo-amerikanisch“ verstanden wissen will. Versteht er darunter die Beziehungen zwischen den USA und dem Britischen Commonwealth, oder aber die Beziehungen zwischen USA und Großbritannien? Obwohl beide Fragenkomplexe bekanntlich in einem engen Zusammenhang stehen, möchte ich mich in der vorliegenden Studie so weit wie möglich auf die zweite engere Auslegung des Begriffes beschränken. In einer freien Konföderation von Staaten erscheint es mir nämlich nicht angebracht, daß der Bürger irgendeines Mitgliedstaates kritische Betrachtungen über die Angelegenheiten der anderen Staaten anstellt. Was selbst die engere Auslegung des Begriffes anglo-amerikanisch betrifft, so würden glaube ich, nur ganz wenige Amerikaner oder Engländer die Allgemeingültigkeit der These in Frage stellen, daß enge Beziehungen zwischen den beiden Ländern die beste Garantie für die weitere Erhaltung des Weltfriedens darstellen.

In der Tat ist es nicht nur angebracht, sondern auch ganz natürlich, daß die Vereinigten Staaten und Großbritannien zusammenarbeiten; schließlich haben sie ja in vieler Hinsicht dieselbe Vergangenheit und dieselben Anschauungen. Ihre parlamentarischen Regierungssysteme und ihre Gesetze gehen auf denselben Ursprung zurück. Beide Völker setzen ihr Vertrauen in freie Institutionen, da sie glauben, daß der Einzelne frei sein müsse, nach eigenem Ermessen zu denken, zu reden und zu handeln, und daß ihm dabei ein Mindestmaß an Beschränkungen auferlegt wird durch seine Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft. Beide Völker „suchen und ersehnen den Frieden“, wie es in den Psalmen heißt, denn sie wissen, daß die wahre Freiheit nur im Frieden gedeihen, ja überhaupt überleben kann. Beide basieren ihr nationales Leben auf die christliche Ethik mit allem, was darin beschlossen liegt. Zweimal innerhalb der letzten 50 Jahre haben sie, als ihnen ein Krieg aufgezwungen wurde, Schulter an Schulter die Prinzipien verteidigt, an die sie gemeinsam glauben. Durch diesen ihren Kampf haben sie beide Male die Zivilisation gerettet. Schließlich

werden nun heute beide Länder von derselben Gefahr des materialistischen Kommunismus der Sowjetunion bedroht.

Bei so vielen Gemeinsamkeiten müßte man eigentlich annehmen, daß auch eine gemeinsame Politik leicht zu verwirklichen sein sollte. Dennoch hat die Praxis erwiesen, daß der Pfad der anglo-amerikanischen Freundschaft keineswegs so eben ist, wie man sich dies gewünscht hätte. Seit dem Ende des letzten Krieges sind unterschiedliche Reibungen und Meinungsverschiedenheiten an der Tagesordnung gewesen. Die Amerikaner pflegen sich darüber zu beklagen, daß sie ständig gebeten werden, für England die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Die Engländer ihrerseits erheben gerne den Vorwurf, die Kastanien kämen nur dadurch ins Feuer hinein, daß sich die Amerikaner immer erst dann neu aufziehender Gefahren bewußt werden, wenn es bereits zu spät ist, diese noch abzuwenden. Die Amerikaner berufen sich auf Korea als Beispiel dafür, daß sie selber handelten, dabei aber von England keine genügende Unterstützung erhielten. Die Engländer antworten darauf, daß es in der Welt heute sehr viel

„gesünder“ aussehen würde, wenn die Amerikaner Großbritannien am Suezkanal so geholfen hätten, wie umgekehrt die Engländer den Amerikanern in Korea. Die Amerikaner behaupten, daß England seinen im Rahmen der UNO bestehenden Verpflichtungen keineswegs loyal nachgekommen sei. Darauf antworten dann die Engländer, daß die Vereinten Nationen nicht das tun, wozu man sie ins Leben gerufen hat. In diesem Stil geht die Auseinandersetzung weiter — eine Auseinandersetzung, die den Interessen beider Länder nur schaden kann, unseren Feinden jedoch sehr willkommen sein muß.

Wie kommt es, daß beide Länder, die so viel Gemeinsames aufweisen, immer wieder Schwierigkeiten haben, sich zu verständigen? Sind daran etwa kollidierende wirtschaftliche Interessen

schuld? Das dürfte eigentlich nicht der Fall sein. Die Welt ist doch ohne allen Zweifel mehr als groß genug für beide. England hätte, selbst wenn es dies wollte, doch nicht die leiseste Chance, Amerika mit seinem Handelsvolumen Konkurrenz zu machen. Auch huldigt weder das eine noch das andere Land einem imperialistischen Ehrgeiz. Beide sind sie ja saturierte Staaten. Woher kommen also die Schwierigkeiten? Man gelangt zwangsläufig zu dem Schluß, daß diese Schwierigkeiten nicht so sehr sachlicher als psychologischer Natur sind, und daß die Ursachen hierfür mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart liegen: In England ist man nach wie vor mißtrauisch gegenüber dem Phänomen des amerikanischen Isolationismus — in Amerika hingegen mißtraut man immer noch einem britischen Kolonialismus.

Amerikanischer Isolationismus und britischer Kolonialismus

Meiner Ansicht nach sind in der Welt von heute beide Befürchtungen in keiner Weise mehr relevant. Gewiß, es ist gar nicht so lange her, daß man in den Vereinigten Staaten von einem starken Zug zum Isolationismus sprechen konnte. Daß dem einmal so war, ist auch völlig erklärlich. Schließlich überquerte ein sehr beachtlicher Teil derer, die das heutige amerikanische Volk ausmachen, früher einmal den Atlantik, gerade weil das Leben in Europa als unerträglich empfunden wurde. Die europäischen Auswanderer wollten diesem Leben bewußt den Rücken kehren und ein neues beginnen, in einer neuen Welt, unbeschwert von den jahrhundertealten Streitigkeiten und Eifersüchteleien der alten Welt. Ganz natürlicherweise schreckten die Amerikaner daher später vor jeder Politik zurück, die im Endeffekt dazu führen konnte, daß ihre neue Heimat wieder hineingezogen würde in dieselben Streitereien und Rivalitäten, denen zu entgehen sie einmal so weit gereist waren. Die Erfahrungen der letzten vierzig Jahre müssen jedoch mit wenigen Ausnahmen jeden Amerikaner davon überzeugt haben, daß die Hoffnung, die Vereinigten Staaten könnten sich für alle Zeiten aus einem Weltkonflikt heraushalten, trügerisch war und erst recht trügerisch ist; daß für Amerika im Grunde nur dann die Chance besteht, sich nicht engagieren zu müssen, wenn es den Ausbruch eines Krieges überhaupt verhindert; und daß es schließlich dies nur tun kann, indem es sein ganzes Gewicht in die Waagschale des Friedens wirft, bevor die Entwicklung außer Kontrolle gerät. Solche Ansichten hatten sich bereits in Amerika durchgesetzt, als die Russen ihre Sputniks abschossen. Dadurch erhielten diese Ansichten dann aber in den letzten Monaten ganz zweifellos einen neuen Auftrieb, weil nun der Zeitpunkt näher gerückt (wenn nicht bereits erreicht) ist, wo jede amerikanische Stadt in Reichweite eines direkten atomaren Angriffes liegt.

Warum machen sich unter solchen Umständen die Engländer eigentlich noch Sorgen um einen amerikanischen Isolationismus? Diese Frage läßt sich, wie ich glaube, folgendermaßen beant-

worten: Die Sorgen der Engländer beziehen sich nicht auf die Entwicklung, die eintreten würde, wenn einmal ein Krieg ausbricht. Sie wissen ganz genau, daß das große Machtpotential der Vereinigten Staaten in einem neuen Weltkrieg vom ersten Schuß an voll eingesetzt werden wird. Die Sorgen der Engländer beziehen sich vielmehr auf die Zeit vor Ausbruch eines Krieges, d. h. also, wenn sich ein solcher Krieg vielleicht noch vermeiden läßt. Die Engländer befürchten, daß der amerikanischen Regierung in einer solchen Phase der Entwicklung durch einen unter Umständen immer noch starken Einfluß des traditionellen Isolationismus eine abwartende Politik aufgezwungen werden könnte, gerade wenn Festigkeit und Entschlossenheit unbedingt am Platze wären. Vielleicht ist es ganz absurd, daß man sich in England immer noch solchen Gedanken hingibt. Man kann schließlich mit gutem Grund darauf hinweisen, daß die Geschichte der Berliner Luftbrücke, daß die Marshall-Plan-Hilfe oder die Anwesenheit einer großen Anzahl von amerikanischen Soldaten auf europäischem Boden sowie der 6. US-Flotte in europäischen Gewässern (wohlgemerkt in Friedenszeiten) der beste Beweis sind für den Mut und die Entschlossenheit, die Amerika eingedenk seiner heutigen Verantwortung für die ganze Welt an den Tag legt. Dennoch bestehen in England solche Befürchtungen. Diese wurden noch genährt durch den Kurs der amerikanischen Nahostpolitik in den Monaten unmittelbar vor Ausbruch der Suezkrise.

Wenn sich also in England immer noch hartnäckig ein gewisses Mißtrauen gegenüber einem amerikanischen Isolationismus hält, so glaube ich, daß es andererseits in den Vereinigten Staaten ein genau so hartnäckiges Mißtrauen gegen einen britischen Kolonialismus gibt. Auch das Vorhandensein dieses Mißtrauens ist keineswegs unnatürlich. Schließlich waren die amerikanischen Staaten einmal selber britische Kolonien. Wenn diese Staaten heute nicht mehr Glieder des britischen Commonwealth sind, so liegt das doch im wesentlichen an dem Aufbegehren der amerikanischen Kolonisten vor

180 Jahren, die unter einer ihrer Ansicht nach höchst ungerechten Kolonialherrschaft zu leiden hatten. So sind die Dinge jedenfalls seit dieser Zeit in den Schulen Amerikas gelehrt worden. Für die Amerikaner ist daher Kolonialismus gleichbedeutend mit allem Schlechten auf der Welt. Tatsächlich glaube ich nicht, daß der durchschnittliche Engländer geneigt ist, die Richtigkeit der amerikanischen Beurteilung vieler Ereignisse, die zu der Unabhängigkeitserklärung des Jahres 1776 führten, heute noch zu bestreiten. Die englische Regierung jener Zeit würde im Großbritannien des 20. Jahrhunderts eine sehr schlechte Presse haben. Eine solche Feststellung treffen heißt jedoch noch nicht (so möchte jedenfalls ich behaupten), daß man damit an einer Kolonialherrschaft als solcher kein gutes Haar mehr läßt. Das wäre meines Erachtens eine unangebrachte Verallgemeinerung. Wir brauchen nur auf das eine Beispiel hinzuweisen, daß zwischen der britischen Kolonialregierung des späteren 19. und des 20. Jahrhunderts auf der einen, und der Kolonialpolitik im 18. Jahrhundert auf der anderen Seite sehr große Unterschiede bestehen. Einmal sieht sich die heutige britische Kolonialpolitik völlig anders gearteten Problemen (nicht so sehr anders gearteten Völkern) gegenüber. Die Politik von Männern wie Lord North war deshalb so töricht, weil die Kolonisten von Nordamerika ja unsere eigenen Anverwandten waren, Männer und Frauen aus derselben, fortgeschrittenen Zivilisationsstufe wie die Einwohner des Vereinigten Königreiches. Das gleiche gilt natürlich für Kanada, Australien und Neuseeland. Alle diese Völker bilden jedoch heute in den Worten des Berichtes über die Empire-Konferenz des Jahres 1926 „autonome Gemeinschaften innerhalb des britischen Empire, einander völlig gleichgestellt in ihrem Status, das heißt, in der Führung weder ihrer Innen- noch ihrer Außenpolitik einander unterstellt, sondern in völliger Freiheit zusammengeschlossen als Mitglieder des britischen Commonwealth of Nations“. Auf gut Deutsch bedeutet dies, daß es sich heute um völlig unabhängige Staaten handelt, die allein aus ihrem freien Entschluß heraus im Verbaude des Commonwealth verbleiben: sie alle haben die Ära der Kolonialherrschaft völlig hinter sich gelassen.

Bei den meisten der riesigen Gebiete, die das britische Kolonialreich jüngeren Datums ausmachen, liegen die Dinge völlig anders. Diese Gebiete sind überhaupt keine Kolonien in des Wortes strikter Bedeutung, da sie durch die Briten nicht kolonisiert wurden. Vielmehr handelt es sich hier überall um Gebiete, die beinahe ausschließlich von eingeborenen Völkern jeder Rasse, jeder Religion, Hautfarbe und Zivilisationsstufe bewohnt werden. Unter diesen Umständen war es das wesentliche Ziel der modernen britischen Kolonialherrschaft, diese Völker in einem für sie selber tragbaren Tempo die Sprossen zur nationalen Souveränität (self-government) hinaufzuführen, bis sie sich am Ende dieser Leiter zu vollgültigen Mitgliedern des Commonwealth entwickelt haben würden. In einigen Fällen wird das Tempo dieser Ent-

wicklung ein sehr schnelles sein, in anderen hingegen unvermeidlicherweise langsam, da es noch sehr primitive Kolonialvölker, vor allem im Raume des Pazifik gibt, die in absehbarer Zeit wahrscheinlich noch nicht reif sein werden für ein self-government. Selbst in einigen Gebieten Afrikas überlagern westliche Ideen im Grunde nur hauchdünn die Schicht „primitiver Wildheit“. Das kann auch gar nicht überraschen, wenn man bedenkt, unter welchen Bedingungen die Völker Afrikas noch vor zwei oder drei Generationen lebten. Ihre Anschauungen von der Medizin waren genau so primitiv wie die von der Landwirtschaft. Von echter Freiheit wußten sie überhaupt nichts. Sir Harry Johnston gibt in einem amtlichen Bericht des Jahres 1890 eine sehr anschauliche Schilderung der Aufgaben, denen sich die europäischen Verwaltungsbeamten in Zentralafrika gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gegenübersehen: „In diesem Chaos althergebrachter Wildheit und neu entstehender Zivilisation“, so schrieb er, „muß irgendeiner die Ordnung aufrechterhalten. Sonst werden wir Kriege der Araber und Kriege der Eingeborenen erleben, ‚Greuelthaten‘ der Weißen und Vergeltungsakte der Wilden. Der Bürgerkrieg unter den Wilden muß unterdrückt werden, damit es überhaupt zu etwas wie einer richtigen Bestellung des Bodens und zu einer Aufzucht von Herden kommen kann. Aggres-

sionen von seiten der Araber muß genau so ein Ende bereitet werden wie dem Sklavenhandel. Man muß skrupellose Männer daran hindern, daß sie die Eingeborenen betrügen oder mißhandeln.“

Das war die Lage, der sich die Kolonialmächte noch vor weniger als 70 Jahren gegenüber sahen. Wenn man sich nun dagegen in der Gebieten von Britisch-Afrika heute überall die gut eingespielten Gesundheitsdienste und die landwirtschaftlichen Organisationen ansieht, wenn man bedenkt, wie diese wohlhabenden und friedlichen Völker alle mit großen Schritten auf eine volle Mitgliedschaft im Rahmen des Commonwealth zugehen, dann wird man doch sicherlich nicht sagen können, daß der Kolonialismus nur vom Bösen war. Ganz im Gegenteil zählt für die meisten Engländer das Abschneiden ihres Vaterlandes in der Kolonialpolitik der letzten 100 Jahre zu den großen Leistungen. Sie hegen allein daran Zweifel, ob das Tempo der verfassungspolitischen Entwicklung nicht zu schnell gewesen ist, — von einem zu langsamen Tempo spricht überhaupt niemand. Sie überlegen sich vielmehr, ob diese Völker wirklich schon erwachsen geworden sind, wirklich reif für die völlige Unabhängigkeit, ja ob für sie eine solche Unabhängigkeit nicht eher das Ende ihrer Freiheit bedeuten könnte.

Unwirksamkeit der Vereinten Nationen

Es gibt schließlich keinen gefährlicheren Irrtum als die Annahme, daß Unabhängigkeit und Freiheit einundasselbe sind. Das kann so sein, braucht es aber nicht. Freiheit — die echte Freiheit, so wie ich sie verstanden wissen wollte — bedeutet Freiheit des einzelnen Individuums, nach eigenem Ermessen zu reden, zu denken und zu handeln — immer im Rahmen der durch die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft auferlegten Mindestbeschränkungen. Länder wie Ungarn erfreuen sich einer nominellen Unabhängigkeit. Würde aber heute irgend jemand behaupten wollen, daß das ungarische Volk in dem Genuß der Freiheit steht, so wie wir im Westen diesen Begriff verstehen? Man fängt hier und da sogar schon an, im Hinblick auf Ghana unruhig zu werden, wenn man von gewissen Ereignissen liest, die sich dort abgespielt haben, und von dem Ton, den einige Minister dieses Landes seit der Erlangung der Unabhängigkeit anschlagen. Damit wollen wir jedoch nicht andeuten, daß das Ziel der modernen britischen Kolonialpolitik ein Ziel, das wir die Politik der Stufenleiter nennen können — falsch war. Mit gutem Recht wird man vielmehr behaupten dürfen, daß dieses Ziel „liberal“ und fortschrittlich gewesen ist. Wenn das Tempo, mit dem dieses Ziel verfolgt wurde, manchmal Risiken in sich zu bergen schien, dann ist dies wahrscheinlich auf das Tempo zurückzuführen, mit dem sich die Entwicklung in der ganzen Welt innerhalb der letzten 50 Jahre vollzogen hat. Auf jeden Fall war dieses Ziel alles andere als imperialistisch oder kolonialistisch nach der früher gültigen Bedeutung dieser Begriffe. Der beste Beweis für diese Feststellung ist durch die Tatsache gegeben, daß

in den zwölf Jahren sei dem Ende des 2. Weltkrieges nicht weniger als fünf Länder (Indien, Pakistan, Ceylon, Malaya und Ghana) die letzte Sprosse der Leiter erklimmen haben und zu vollen Mitgliedern des Commonwealth avanciert sind, während andere Länder sich diesem Ziel sehr schnell nähern. Es trifft auch keineswegs die manchmal aufgestellte Behauptung zu, daß die britische Politik in Ägypten oder Oman im Verlaufe derselben 12 Jahre bestimmt wurde von einem angeblich neu aufgelebten imperialistischen oder kolonialistischen Geist (man verwendet heute beide Begriffe synonym). In beiden Ländern war es vielmehr das oberste Anliegen Großbritanniens, die Herrschaft des Rechtes aufrechtzuerhalten: ohne einen Rechtszustand könnte schließlich der Friede, ja die ganze Zivilisation, nicht lange überleben.

Was Zypern anbetrifft, so stellt sich hier im letzten überhaupt kein Kolonialproblem. Wie man heute endlich in aller Welt zu erkennen beginnt, handelt es sich dabei in erster Linie um eine türkisch-griechische Auseinandersetzung. Beide Länder sind bis vor garnicht allzu langer Zeit durchaus mit der britischen Souveränität auf dieser Insel einverstanden gewesen. Keines dieser beiden Länder ist jedoch bereit, die Herrschaft über die Insel auf den anderen übergehen zu lassen. Dieser Umstand macht es so schwierig, zu einer Regelung zu kommen.

Ich habe hier ziemlich ausführlich das behandelt, was ich als die Hauptsachen für die Spannungen zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten ansehe, weil es so überaus wichtig für beide Teile ist, daß diese Ursachen aus der Welt geschaffen werden. Ich bin fest davon überzeugt, daß weder die amerikanische

Furcht vor einem britischen Kolonialismus, noch die britische Furcht vor einem amerikanischen Isolationismus eine echtes, d. h. ein wirklich vorhandenes Problem, darstellt. Beide Probleme gehören der Vergangenheit an und müßten längst zu Grabe getragen werden. Wenn man dies nämlich nicht tut, dann werden diese Probleme auch weiterhin die Beziehungen zwischen den beiden Ländern vergiften. Weder Großbritannien noch Amerika, noch die übrige Welt, kann sich dies aber leisten. Geben wir uns doch keiner Täuschung hin: die Gefahren, vor denen sich die freie Welt heute gestellt sieht, sind sehr real und sehr furchtbar.

Der Völkerbund starb, weil die Nationen, die den Glauben an einen internationalen Frieden und an eine internationale Gerechtigkeit huldigten, nicht zusammenkommen konnten. Zur Zeit sieht es sehr danach aus, als ob die UNO denselben Weg gehen könnte, obwohl es in diesem Falle dann vielleicht richtiger wäre, nicht so sehr von einem Sterben zu sprechen, als davon, daß diese Organisation niemals wirklich lebendig gewesen ist. Tatsächlich waren die Chancen für den Start bei der UNO wesentlich besser als seiner Zeit beim Völkerbund. Einmal stellt die UNO in einem Ausmaße eine Weltorganisation dar, wie dies der Völkerbund niemals gewesen ist. Auch ist der Sicherheitsrat mit sehr viel drastischeren Exekutivbefugnissen ausgestattet, als sie der Rat des Völkerbundes besaß. Würden die Großmächte eine Übereinstimmung ihrer Ansichten erzielen, dann könnte dieser Sicherheitsrat sehr weitgehende Sofortmaßnahmen ergreifen, um eine Aggression gegebenenfalls einzudämmen. Die Charta der UNO sieht ja auch die Errichtung einer internationalen Truppe mit einem internationalen Generalstab zur Durchsetzung der Sicherheitsrat-Beschlüsse vor. Von Anfang an beruhte jedoch der Erfolg der UNO als eines Instrumentes zur Bewahrung von Frieden und Gerechtigkeit in der Welt auf einer essentiellen Voraussetzung: Die Großmächte mußten wirklich die ihnen nach der Charta im Sicherheitsrat zufallende Autorität zum allgemeinen Wohl, und nicht zu ihrem Vorteil, einzusetzen entschlossen sein. Unglücklicherweise hat Sowjetrußland von seinem Vetorecht nicht aus einem solchen Geiste heraus Gebrauch gemacht. Ganz im Gegenteil: Rußland suchte mit diesem Vetorecht nur seiner eigenen, und der Politik seiner Freunde zu dienen. Durch die Behinderung des Sicherheitsrates ist die Exekutivgewalt, die nach dem Willen der UNO-Gründer ursprünglich eben diesem Gremium innewohnen sollte, notgedrungen auf die Vollversammlung übergegangen. Diese ist aber nun ihrerseits so zusammengesetzt, daß jede Maßnahme zu Fall gebracht werden kann, die für den Ostblock unannehmbar ist. Und was sind die Folgen gewesen? Da sich die UNO im wesentlichen als unwirksam erwiesen hat in der Durchführung der Ziele, um deretwillen sie gegründet wurde, sind die Völker des Westens im Interesse ihrer eigenen Verteidigung dazu gezwungen worden, eine zusätzliche, wirkungsvollere Organisation ins Leben zu rufen. Darin müssen wir die tiefere Bedeutung der NATO erblicken.

Die Bedeutung der NATO

Der Hauptzweck der NATO besteht darin, das Vakuum zu füllen, das durch Sowjetrußland's Sabotage der UNO entstanden ist. Ich möchte hier nicht die These aufstellen, daß die UNO als Totalverlust abgeschrieben werden sollte. Es kann gut sein, daß sich die russische Politik im Laufe der Zeit ändert, und daß dann die UNO wieder zur vollen Geltung kommt. Selbst unter den augenblicklichen Umständen gibt es eine ganze Reihe von Gebieten, in denen sie viel tun kann. Solange jedoch Rußland seine derzeitige Haltung nicht aufgibt, wird die UNO alleine nicht ausreichen, um einen Krieg oder eine mit Gewalt erzwungene Ausbreitung des Weltkommunismus zu verhindern. Diese Verantwortung — und sie ist eine sehr ernste — fällt in erster Linie ganz zwangsläufig den Westmächten zu. Sie müssen daher durch die NATO und auf jedem anderen Wege handeln, der ihnen offensteht. Für uns alle ergibt sich somit die erste Pflicht, sicherzustellen, daß das westliche Bündnis geistig wie materiell so eng wie nur irgend möglich gestaltet wird. Jede ernstere Verstimmung zwischen den großen Mitgliedstaaten dieses Bündnisses muß mit einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit sofort zu einer größeren Gefährdung des Weltfriedens führen. Das gilt insbesondere für den Kern dieses Westlichen Bündnisses, d. h. für die englischsprechenden Länder. Heute, wo der Feind vor den Toren steht, ist es völlig fehl am Platze, sich herumzustritten und „rein“ amerikanische oder „rein“ englische Formeln der Politik herauszustellen. Die Politik der beiden Länder muß vielmehr so weitgehend wie nur irgend möglich verschmolzen werden, — genau so wie in der Krise des 2. Weltkrieges seiner Zeit die anglo-amerikanischen Streitkräfte in Nordafrika durch die klug-vorausschauende Politik des Generals Eisenhower zu einer Einheit verschmolzen wurden. Es bedarf der Ausarbeitung einer gemeinsamen Außenpolitik, die in dem

Sinne völlig anglo-amerikanisch zu sein hätte, daß in ihr das Prinzip der gegenseitigen Unterstützung im ureigensten Interesse beider Länder anerkannt wird.

Manchmal wird gesagt, daß diejenigen Gebiete, die man heute als die sogenannten „nicht festgelegten“ (non-committed) zu bezeichnen pflegt, in unseren Überlegungen den Vorrang einnehmen müssen. Niemand möchte die Bedeutung dieser Länder für die große, weltweite Auseinandersetzung, in der wir uns befinden, ernstlich bestreiten. Es ist jedoch angebracht einmal die Frage zu stellen, warum diese Länder sich noch nicht festgelegt haben. Sicherlich doch nicht deshalb, weil sie sich nicht darüber schlüssig werden können, welcher der beiden Ideologien — der sowjetischen oder der westlichen — sie den Vorzug geben. Schließlich sind diese Ideologien ja so grundverschieden, daß es schlechterdings unglaublich erscheint, daß diese „nicht-festgelegten“ Länder nicht der einen oder der anderen Ideologie näher stehen sollten. Es muß also für die Haltung dieser Länder noch einen anderen, tieferen Grund geben. Es kann sein, daß sie auf die besten Bedingungen warten, die erlangt werden können, und daß sie sich sozusagen dem Meistbietenden verschreiben wollen. Vielleicht hoffen sie aber auch, durch ihr jetziges Abseitsstehen vermeiden zu können, daß sie in den Sog des Konfliktes mit hineingekommen, wenn einmal der große Krieg ausbrechen sollte. Sowohl die eine wie die andere Überlegung wären denkbare Erklärungen für ihre Haltung. Eins ist jedoch absolut sicher: diese Länder werden sich in ihrer endgültigen Entscheidung sehr stark davon leiten lassen, wie groß das Kräftepotential und die allgemeine Entschlossenheit der rivalisierenden kommunistischen und westlichen Blöcke sind. Wenn man ihnen daher vor Augen führen kann, daß die westlichen Verbündeten stark, einig und ent-

schlossen sind, dann werden die non-committed, die nicht-festgelegten Länder mit einem viel größeren Grad an Wahrscheinlichkeit auf die richtige Seite übergehen, als wenn der Westen sich den Anschein der Schwäche und des Schwankens gibt.

Auf dem zivilen Sektor sind den Segnungen, die wir — das heißt die USA und Großbritannien — der Welt bieten können, wenn wir nur zusammenarbeiten, praktisch keine Grenzen gesetzt. Die Fortschritte, die die Wissenschaftler beider Länder in jüngster Zeit auf dem Gebiet der Atomenergie selbst dann erzielten, wenn sie in mehr oder weniger nationaler Abgeschlossenheit zu arbeiten hatten, zeigen deutlich, was erreicht werden könnte, wenn wir unsere Kenntnisse und Erfahrungen in einem gemeinsamen Topf werfen. Wir können nur hoffen, daß dies jetzt möglich wird. Auch auf dem Gebiet der Verteidigung gilt: je enger unsere Zusammenarbeit, um so größer die Wirksamkeit unserer gemeinsamen Verteidigungspläne im Rahmen der NATO und umso geringer die Überschneidungen und daher auch die Kosten.

Die Verteidigungspolitik heute ist im Grunde nur eine Folgeerscheinung der Außenpolitik. Ein gemeinsamer Verteidigungsplan setzt daher eine gemeinsame Außenpolitik voraus. Das eine ohne das andere ist sinnlos. Diese gemeinsame Außenpolitik gilt es vor allem anderen jetzt auszuarbeiten. Zweifellos werden wir von Zeit zu Zeit Differenzen haben; sie sollten jedoch auf ein Mindestmaß reduziert werden und unsere gemeinsame Autorität in dem westlichen Bündnis nicht beeinträchtigen dürfen.

Denn ob es uns gelingt, eine geschlossene Front zu bilden — und zwar nicht nur im Krieg, sondern eben auch in Friedenszeiten — davon hängt letzten Endes die gesamte künftige Entwicklung der Geschichte ab.

EDWARD TELLER

Alternativlösungen für die Sicherheit

Das kluge Verhalten, das die Vereinigten Staaten seit Ende des zweiten Weltkrieges an den Tag gelegt haben, ist das Ergebnis trauriger Erfahrungen. Wenn wir in den 30iger Jahren außenpolitisch ebenso aktiv gewesen wären wie jetzt; dann wäre es nicht zum zweiten Weltkrieg gekommen. Hätten wir unserer Verteidigungsbereitschaft zwischen den beiden Weltkriegen ebenso viel Aufmerksamkeit geschenkt wie gegenwärtig, dann hätte uns der letzte Weltkrieg nicht unvorbereitet überraschen können. Sowohl unsere Außen- wie auch unsere Militärpolitik haben an Reife sehr gewonnen. Un-

glücklicherweise erweisen sich für unsere derzeitigen Erfordernisse jetzt selbst diese verstärkten Bemühungen, die zu spät kamen, als unzureichend.

Vor 12 Jahren besaß die Sowjetunion eine mächtige Landarmee. Nichtsdestoweniger war unser gesamtes Militärpotential ungleich größer. Noch wichtiger aber war es, daß unsere Technologie in voller Blüte stand, während die russische durch den Angriff der Nazis schweren Schaden erlitten hatte. Das wichtigste war vielleicht, daß die Vereinigten Staaten auf naturwissenschaftlichem Gebiet den Russen eindeutig

und entschieden voraus waren. Die Naturwissenschaften sind der Nährboden für neue technische Fortschritte, und wir hatten allen Grund zu der Annahme, daß wir Rußland in der Technologie viele Jahre überlegen bleiben würden.

Nur 12 Jahre später liefern großartige sowjetische Erfolge der Welt den Beweis, daß uns die wissenschaftliche und technische Führung aus der Hand gleitet und zwar auf einem Gebiet, das ganz klare und bedrohliche militärische Anwendungsmöglichkeiten birgt.

Gleichzeitig vollzieht sich diese Entwicklung auf einem Gebiet, das der Verwirklichung eines

der ältesten und erregendsten Menschheitsstreben, nämlich des Griffes nach den Sternen am nächsten kommt.

Diese russische Herausforderung verlangt nicht nur eine Antwort sondern viele Antworten. Einige sind dringend. Andere brauchen notwendigerweise mehr Zeit. Alle aber erfordern Opfer. Inzwischen sehen wir uns unmittelbaren Sicherheitsproblemen gegenüber, die uns selbst und unsere Verbündeten angehen. Ich möchte hier zwei Hauptwege untersuchen, mittels derer wir versuchen könnten, die Chancen unserer Sicherheit in einer Welt zu erhöhen, die mit jedem Jahr unsicherer zu werden scheint.

Einer dieser Wege erscheint auf den ersten Blick logischer und bestechender, nämlich die Erlangung des allgemeinen Weltfriedens durch Abrüstung. Niemals scheint der Gedanke an Krieg schrecklicher als heute zu sein und niemals ist der Wunsch nach Frieden leidenschaftlicher und universaler gewesen. Abrüstung ist

Der Wunsch nach Abrüstung

Da eine politische Lösung des globalen Problems nirgendwo in Sicht ist, wurde der Vorschlag gemacht, der Welt nicht durch die Beseitigung der Kriegsursachen sondern der Abrüstung mehr Frieden zu geben. Es entspricht nicht der amerikanischen Tradition, in Friedenszeiten stark gerüstet zu sein. Eine Abrüstung — zuerst teilweise und später vielleicht umfassender — erscheint daher sowohl logisch als auch wünschenswert.

Der Wunsch nach Abrüstung ist vielleicht bei unseren Verbündeten stärker als in den Vereinigten Staaten. Es ist ohne weiteres verständlich, daß die Staaten, die vom Kriege heimgesucht sind und im Schatten größerer und stärker gerüsteter Nationen leben, jede Entwicklung enthusiastisch begrüßen würden, die eine Verringerung der militärischen Anstrengungen aller zur Folge haben würde.

Mein Hauptargument hier wird sich mehr auf technische als auf historische Tatsachen stützen. Doch kann ich auf eine Heranziehung der augenfälligsten historischen Analogien, die sich mir aufdrängen, nicht verzichten. Die Meinung ist weit verbreitet, und sie könnte auch wohl den Tatsachen entsprechen, daß ein Rüstungswettrennen zum ersten Weltkrieg geführt hat. Noch eindeutiger erscheint es mir, daß der zweite Weltkrieg durch ein Abrüstungswettrennen zustande kam. Die alliierten Staaten vernachlässigten ihre Verteidigung, obgleich sie stark und an der Aufrechterhaltung des Friedens interessiert waren. Als das Nazi-Deutschland wieder aufzurüsten begann, reagierte die Öffentlichkeit im Denken und Handeln zu langsam, und die Alliierten wurden unvorbereitet überrascht. Historische Analogien sind jedoch nicht verlässlich. Die Vergangenheit sollte uns nicht als Beweis dafür dienen, daß Abrüstung (oder Rüstungsbegrenzung) ein schlechter Gedanke ist. Wir sollten uns aber auch nicht des Argumentes bedienen: Die Geschichte beweist, daß Abrüstung einen Krieg verhindert. Mit

zur Hoffnung und zum Symbol einer letzten friedlichen Lösung aller unserer Probleme geworden.

Es gibt noch einen anderen Weg zur Erreichung einer größeren Sicherheit, der vergleichsweise aber ein Notbehelf zu sein scheint. Er besteht in der weiteren Stärkung unserer Bindungen mit den anderen Nationen der freien Welt und in Zusammenarbeit mit ihnen, um uns in die Lage zu versetzen, mit den verschiedenartigen Bedrohungen unserer Sicherheit, auch mit der Führung eines begrenzten Krieges fertig zu werden. Eine Zusammenarbeit mit unseren Verbündeten kann ohne Erörterung der Technologie eines begrenzten Krieges gar nicht in Erwägung gezogen werden. Für die meisten unserer Verbündeten ist das Problem des begrenzten Krieges ebenso wichtig wie das des totalen Krieges. Selbst wenn ein totaler Krieg über ihre Köpfe hinwegrollen würde, könnten sie sogar die Hoffnung hegen, dem Sturm in relativer Sicherheit zu trotzen.

größter Wahrscheinlichkeit ist ein Abrüstungsabkommen allein nicht ausreichend.

Viele sinnreiche Systeme sind vorgeschlagen worden, um eine wirkungsvolle Abrüstung zu verbürgen. Nach meiner Ansicht gibt es zur Zeit zwei Hauptgründe, warum diese Systeme zum Scheitern verurteilt sind. Der eine Grund ist die Existenz des Eisernen Vorhanges. Der andere ist die Besonderheit der modernen wissenschaftlichen Erfindungen.

Das moderne Kriegspotential ist in steigendem Maße auf hochspezialisierte Waffen ange-

Einstellung der Versuche mit nuklearen Waffen

Es wurde außerdem der Vorschlag gemacht, die Abrüstung mit einem Übereinkommen über die Einstellung von Versuchen mit nuklearen Bomben zu beginnen. Es ist behauptet worden, daß ein Versuch mit Wasserstoffbomben in der ganzen Welt zu bemerken ist, und ein Versuchsverbot daher im Eigeninteresse liegen würde. Viele zusätzliche Argumente sind für ein derartiges Verbot geltend gemacht worden: Die Versuche sind als Gefahr für die Gesundheit der Völker und der ungeborenen Generationen angesehen worden, und es wurde die Ansicht geäußert, daß die Versuche zu der Entwicklung noch schrecklicherer Waffen beitragen würden. In dem Ausdruck „Waffenversuch“ schwingt nun eine häßliche Nebenbedeutung im Sinne der Konstruktion eines Mordinstrumentes mit. Nicht zufrieden mit der Wahrscheinlichkeit von Zerstörungen führen wir einen Versuch durch, um den Zerstörungsgrad, den wir hervorrufen können, ganz genau festzustellen.

Tatsächlich ist ein nuklearer Versuch nur dann leicht feststellbar, wenn er in aller Offenheit durchgeführt wird. Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß eine Beobachtung schwierig und unzuverlässig wird, wenn ein Land geheime Versuche durchführen will. Im Kampf zwischen Schmuggler und Polizei ist der

wiesen. Einige der wichtigsten dieser Waffen können verhältnismäßig leicht versteckt werden. Nukleare Sprengstoffe und weitreichende Raketen sind zwei hervorragende Beispiele hierfür. Daher wird eine Überwachung immer schwieriger. Es kommt hinzu, daß die wissenschaftliche und technische Entwicklung unvorhergesehene Waffentypen hervorgebracht hat — und noch hervorbringen wird. Wie kann überprüft werden, ob derartige Waffen vorhanden sind, wenn die Person, welche die Kontrolle ausübt, nicht einmal weiß, wonach sie sucht? Wir haben sehr richtig betont, daß ein Abrüstungssystem nur dann annehmbar ist, wenn auch seine Durchführung verbürgt ist. Wenige Dinge sind unmöglich, doch unmöglich, dürfte es zur Zeit sein, eine Abrüstung in der Sowjetunion zu überprüfen. Das Spiel steht sehr schlecht für uns, und die Regeln selbst ändern sich zu schnell.

Vor zwei Jahren haben wir versucht, die Welt gegen einen Überraschungsangriff durch das Prinzip „Offener Himmel“ zu sichern. Heute haben wir diesen Plan im Lichte des russischen Satelliten und der interkontinentalen ballistischen Geschosse zu betrachten. Der Erdsatellit stellt in gewisser Weise eine Ergänzung des Prinzips „Offener Himmel“ dar. Dank dieser Entwicklung ist eine weltweite Beobachtung zweifellos möglich geworden. Andererseits erfordert der Start eines massiven Angriffs mittels interkontinentaler ballistischer Geschosse sehr geringe sichtbare Vorbereitungen. Deshalb wird die Beobachtung von offenen Himmelsräumen aus nicht den Zweck einer Vorwarnung erfüllen.

Schmuggler sehr im Vorteil. Natürlich wird es Geld und Anstrengungen kosten, um nukleare Explosionen geheim zu halten. Aber die Sowjetunion hat sich noch niemals kleinlich gezeigt, wenn es um einen militärischen Vorteil ging. Andererseits bürgen unsere Tradition und die Struktur unserer Gesellschaft dafür, daß wir eine internationale Verpflichtung, die wir auf uns genommen haben, nicht verletzen.

Die Gefahr für die öffentliche Gesundheit durch die bisherigen Versuche ist sicherlich viel geringer als andere biologische Einwirkungen, denen wir ausgesetzt waren und noch sind. Die kosmischen Strahlen, welche die Erde bombardieren, üben einen stärkeren Einfluß aus, und ihre Intensität nimmt mit der Höhe beträchtlich zu. Wenn man von der Küste nach Colorado reist, setzt man sich wesentlich mehr zusätzlicher Aktivität aus als die Wirkung aller bisherigen Waffenversuche zusammengenommen. Die Wirkung der Röntgenstrahlen ist noch stärker. Es ist wiederholt behauptet worden, daß weitverbreiteter Atomstaub bestimmt schädlich ist, doch selbst diese einfache Behauptung ist bis jetzt noch nicht schlüssig bewiesen worden.

All dieses ist jedoch weit weniger wichtig als die Frage: Welche Auswirkungen werden weitere Versuche auf einen zukünftigen Krieg

haben? Weitere Versuche werden uns instand setzen, die Kriegsmaschine unseres Gegners zu bekämpfen, während unschuldige Unbeteiligte verschont werden. Eine Entwicklung von größter Bedeutung ist die fortschreitende Verminderung des radioaktiven Atomstaubes. Saubere Waffen dieser Art werden die Zahl der unnötigen Todesopfer in einem zukünftigen Krieg verringern. Gleichzeitig entwickeln wir nukleare Waffen, die zum Abschluß hoch fliegender angreifender Flugzeuge eingesetzt werden können, ohne dabei das Leben von irgend jemand auf der Erde zu gefährden. Die absolute Sicherheit einer Person, die sich direkt unter einem derartigen Luftkampf befindet, ist in einem naturgetreuen Experiment in Nevada bewiesen worden. Auch können eine Anzahl von nuklearer Explosionsstoffen zu vielen friedlichen Zwecken Verwendung finden, wenn sie ausreichend sauber sind. Ein Versuchsverbot würde unsere Entwicklung abbrechen bevor es uns geglückt ist, unsere Sprengstoffe flexibler und humaner zu machen und bevor sie konstruktiv einzusetzen sind.

Die Durchführung von nuklearen Versuchen dient der Ermittlung neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse. Es wäre richtiger, nicht von Waffenversuchen sondern vielmehr von Experimen-

Begrenzung des Krieges

Im Zeitalter thermonuklearer Raketen hat niemand Interesse an einem globalen Krieg. Wenn ein Krieg schon nicht zu vermeiden ist, dann sollte er wenigstens begrenzt werden. Aber wie kann dies geschehen? Wenn wir einer Begrenzung der einzusetzenden Waffenarten zustimmen, dann wird die Seite, die von einer Niederlage bedroht ist, der erdrückenden Versuchung unterliegen, die Waffenbegrenzung zu mißachten. Es ist unsere erklärte Politik, im Kriegsfall die wirkungsvollsten Waffen einzusetzen, die uns zur Verfügung stehen. Das entspricht einfach dem gesunden Menschenverstand.

Die Kriegsführung kann auf verschiedene Weise begrenzt werden. Wir können die Kriegsziele und auch das Gebiet begrenzen, in dem gekämpft wird. Das dies möglich ist, ist durch Beispiele aus der Geschichte bewiesen worden. Außerdem unterliegt der Verlierer bei dieser Art Krieg nicht der Versuchung, den Konflikt auszuweiten, weil er hierbei gerade in dem Augenblick, in welchem er in einer schwachen Position ist, eine noch stärkere Einbuße riskieren würde.

Wenn wir die Waffen eines zukünftigen Krieges nicht begrenzen, dann akzeptieren wir eindeutig den Einsatz von nuklearen Waffen. Dies beschwört das Gespenst von Städten, die zu Ruinen, von Zivilisten, die zu Millionen getötet werden und von radioaktiver Verseuchung, die sich außerhalb der Kampfzone und über die Grenzen neutraler Staaten hinweg ausbreitet. Die Zukunft liegt im Ungewissen, und niemand kann behaupten, daß diese schrecklichen Dinge nicht eintreten werden. Ich bin jedoch davon überzeugt, daß sie nicht einzutreten brauchen. Es gibt gute Gründe für die Annahme, daß ein begrenzter Krieg mit nuklearen Waffen in hu-

ten mit nuklearen Explosionsstoffen zu reden. Diese Experimente stehen in engem Zusammenhang mit den Gesetzen, die das innere Funktionieren der Sterne bestimmen. Man ist versucht, die Versuche als Experimente in astrophysikalischer Technik zu bezeichnen.

Ein Verbot für nukleare Versuche ist als einfacher praktischer und vorteilhafter erster Schritt auf dem Wege zur Abrüstung weithin befürwortet worden. Ein derartiges Verbot kann jedoch nicht aufgezwungen werden, es würde die Brutalität eines zukünftigen Krieges steigern und nur jener Partei zugute kommen, die das Verbot durch Geheimversuche verletzen könnte und wollte.

Man kann nicht behaupten, daß alle Abrüstungsversuche fehlschlagen werden. Jeder Vorschlag sollte entsprechend seinem Werte geprüft werden. Aber das Beispiel eines Verbotes von nuklearen Versuchen illustriert die Schwierigkeiten, denen wir uns bei dem Versuch gegenübersehen, mit einem schlaun und erbarmungslosen Gegner zu einem Übereinkommen über die Begrenzung technischer Geräte zu kommen, die sich von Jahr zu Jahr in dem Maße, wie neue Erfindungen hinzukommen, ändern.

maner Weise ausgefochten werden kann — soweit irgendeine Form des Krieges überhaupt human genannt werden kann.

In einem begrenzten Konflikt wird die öffentliche Meinung der Welt ein Faktor von beträchtlichem Gewicht sein. Sowohl aus diesem Grunde wie aus Gründen guter militärischer Planung wird es das beste sein, sich auf die feindliche Kampfmacht zu konzentrieren. Die Schonung der Zivilisten wird im Interesse beider Seiten liegen. Wenn wir saubere nukleare Waffen entwickeln, können wir die Gefahr ausschalten, die von verseuchten, von unvorhersehbaren Winden herangetriebenen Wolken ausgeht. Wenn die Russen gleichzeitig Waffen mit starkem Atomstaub einsetzen, werden sie Parteigänger einbüßen. Vielleicht sind sie dagegen unempfindlich — aber sie werden in diesem Falle einen Preis zahlen müssen.

Im zweiten Weltkrieg haben die Städte aus militärischen Gründen schwere Bombardements erdulden müssen. Sie waren als Waffenproduzenten und Nachschubzentren wichtig. Ein begrenzter Zukunftskrieg wird mit kleinen und äußerst beweglichen Einheiten mit starker Feuerkraft ausgetragen werden. Vielseitig verwendbare Raketen, Atomwaffen, die leicht ans Ziel gebracht werden können, überall einsatzfähige und rasch verfügbare Lufttransportmaschinen und die vorzügliche moderne Nachrichtenübermittlung ermöglichen diese Art Kriegsführung. Auf diese Weise und nur auf diese Weise können wir den anderen freien Ländern wirkliche und schnelle Hilfe leisten. Wenn wir weiterhin unsere Planung auf eine sich nur langsam bewegende konventionelle Kriegsführung abstellen, dann werden wir nicht rechtzeitig zur Stelle sein können, um die Aggression zu

stoppen, die an der Peripherie des kommunistischen Blockes einen Brocken nach dem anderen an sich reißt.

In einem äußerst beweglichen nuklearen Krieg wird die Bombardierung von Städten sinnlos sein, wenn sich der Krieg nicht in die Länge zieht. Da sie aufgehört haben, Mittelpunkte für Menschen- und Materialtransporte zu sein, wird ihnen in der Gesamtstrategie eine viel geringere Bedeutung zukommen. Ihre Zerstörung wird von nur geringem militärischem Interesse sein.

Die nuklearen Waffen werden zweifellos beträchtlichen unbeabsichtigten Schaden anrichten. Doch haben die enormen schwerfälligen Heere der konventionellen Kriege die Zivilbevölkerung auch nicht verschont. Es ist nicht erwiesen, daß die zerstörende Feuerkraft eines beweglichen Zukunftskrieges mehr Ruinen hinterlassen wird als die plumpen Kriegsmaschinen der Vergangenheit. Es wird die Hauptaufgabe der nuklearen Waffen sein, den Einsatz von massierter Militärmacht zu verhindern. In einem begrenzten Zukunftskrieg werden Geist und Wille der örtlichen Bevölkerung an Bedeutung gewinnen. Sowohl die Guerillakriege an vielen Plätzen während der letzten Jahre, auch die Zerstörung von Tanks durch armselig bewaffnete und schlecht ausgebildete junge Leute haben bewiesen, was entschlossene Menschen in ihrer Heimat im Kampf zu leisten vermögen. Eine äußerst bewegliche, mit modernen Waffen ausgerüstete Streitkraft könnte die Welt erobern, wenn ihr nicht eine gleiche Streitkraft entgegentritt. Aber in einem Kriege, in dem jede Seite über moderne Waffen verfügt, könnte die Entscheidung sehr wohl von der örtlichen Bevölkerung abhängen. Daher sollte die bewegliche Armee der Zukunft als Wächter der Freiheit angesehen werden.

Durch gegenseitige Hilfe können die freien Länder ihre Chancen, als Nation zu überleben und ihre Unabhängigkeit zu bewahren, erheblich vergrößern, jedoch nur durch Zusammenarbeit und Koordinierung all ihrer technischen Mittel. Die modernsten Waffen müssen in ihre gemeinsame Planung mit einbezogen werden. Hier erhebt sich die Frage nach der Geheimhaltung, denn eine enge Zusammenarbeit kann nur in Aussicht genommen werden, wenn der größte Teil der technischen Geheimnisse — wenn nicht sogar alle — geteilt werden. Je mehr Menschen jedoch um ein Geheimnis wissen, desto eher kann der Feind davon Kenntnis bekommen. Wir müssen daher bedenken, wieviel wir durch die Mitteilung unserer Geheimnisse wahrscheinlich einbüßen werden.

1945 hätte es in der Tat einen sehr großen Verlust bedeutet, wenn die Russen in Besitz all unserer Geheimnisse gekommen wären. Zu jener Zeit hatten wir einen großen technischen Vorsprung. Auf dem Gebiet der Atomwaffen hatten wir das Monopol. Zweifellos sind einige Geheiminformationen durch Spione, die für die Kommunisten arbeiteten, verraten worden, aber die ganze komplexe Technologie kann durch ein paar Berichte nicht verraten werden. Starke Gründe sprachen damals dafür, unsere Informationen auch weiterhin für uns zu behalten.

Zusammenarbeit zwischen freien Nationen

Zur Zeit scheinen wir den Russen in Militärtechnologie wie in den Naturwissenschaften nicht voraus zu sein, wenn es auch unterschiedlich ist, denn auf einigen Gebieten sind wir im Vorteil und auf anderen die Russen. Die Wissenschaften und ihre militärische Anwendung haben in den letzten 12 Jahren hinter dem Eisernen Vorhang gigantische Fortschritte gemacht. Die schnelle Entwicklung beweist, daß das russische Erziehungswesen ausgezeichnet sein muß. Die sowjetischen Fortschritte bestätigen, daß unsere Konkurrenten mit stärkstem Impuls vorwärtstreben. Es steht praktisch fest, daß sie uns in den nächsten Jahren überholen werden.

Wir wollen diese Situation eingehender betrachten. Wir haben reichliche Beweise dafür, daß die russischen Kinder zwischen 10 und 20 Jahren eine bessere technische Ausbildung erhalten als unsere eigenen. In 10 Jahren werden diese Kinder die aktivsten Wissenschaftler sein. Da eine wissenschaftliche Ausbildung eine lange Zeit erfordert, können wir den Verlust unserer wissenschaftlichen Führung vermutlich nicht verhindern. Daß wir später an Boden wiedergewinnen, was wir jetzt verlieren, ist das beste, worauf wir hoffen können.

Wenn wir aber nicht mehr den ersten Platz in den Naturwissenschaften und in Militärtechnologie einnehmen, dann haben auch unsere Geheimnisse an Wert verloren. Den größten

Teil davon werden die Russen schon aus ihrer eigenen Arbeit kennen. Daraus folgert nicht, daß wir alle unsere Geheimnisse preisgeben müssen, aber es ist klar, daß wir es uns leichter erlauben können, sie mit unseren Verbündeten zu teilen. Nach meiner Ansicht ist es von nun an weniger wichtig, unsere Geheimnisse zu bewahren als unser Wissen zu vergrößern und mehr technische Geräte zu produzieren. Es geht um unsere Sicherheit. Unsere Verbündeten könnten uns bei unseren Bemühungen, sie zu erlangen, eine große Hilfe sein.

Dank unserer Massenerziehung hat die amerikanische Wissenschaft die europäische überflügelt. Wir haben die Saat weiter gestreut, und mehr Frucht ist aufgegangen. Jetzt überflügelt uns Sowjetrußland, weil es der Massenerziehung stärkste Anreizmittel für technische und wissenschaftliche Leistungen hinzugefügt hat. Es wird für uns nicht leicht sein, diesen Wettbewerb zu gewinnen.

Unseren Verbündeten zu helfen, mehr Wissenschaftler und Ingenieure heranzubilden, ist eine der Maßnahmen im Kampf um die zukünftige Führung. Die Anstrengungen der freien Nationen auf dem Gebiete der Militärtechnologie zu integrieren, ist eine weitere. Die Wunder moderner Wissenschaft sind nicht von einem Hirn und zwei Händen vollbracht worden. Wir brauchen eine umfassende finanzielle Unter-

stützung, Teamarbeit und den Geist freundschaftlichen Wettbewerbs. Wir brauchen den Geist des zweiten Weltkrieges, der die Arbeit amerikanischer, englischer und kanadischer Wissenschaftler zu einem gemeinsamen und dringlichen Unternehmen einschmolz. Die gegenwärtige Notlage ist noch größer. Die Antwort muß umfassender sein, wenn die Freiheit überleben soll.

Ich möchte meine Gedanken in einer einfachen Feststellung zusammenfassen. Beginnen wir unsere Planung mit dem Worte: „Handle!“ Es ist ein Fehler, mit dem Worte „Unterlaß“ anzufangen. Verbote sind nutzlos. Taten können Gewinn bringen. Ich glaube nicht, daß eine Abrüstung den Krieg verhindern wird. Ich glaube, daß eine aktive, enge und umfassende Zusammenarbeit zwischen freien Nationen den Grundstein für eine friedliche Zukunft legen kann.

Anmerkung:

Robert Oppenheimer, Direktor des Instituts für fortgeschrittene Studien in Princeton. Direktor des wissenschaftlichen Labors in Los Alamos von 1943 bis 1945. Von 1947—53 Vorsitzender des Allgemeinen Beratungsausschusses der Atomenergiekommission.

Der Marquis v. Salisbury, K. G. P. C. Lord Präsident des Kronrates 1952—57, früher Kolonialminister, Lordsiegelbewahrer und Commonwealth-Minister.

Edward Teller, Professor für Physik und stellvertretender Direktor des Labors für Strahlungsforschung an der Universität von California. Seit 1941 befaßt mit den Planungsarbeiten an den Kern- und Wasserstoffbomben. Mitglied des Stabes des wissenschaftlichen Labors in Los Alamos von 1949—51.

Nachforderungen der Beilagen „Aus Politik und Zeitgeschichte“ sind an die Bundeszentrale für Heimatdienst zu richten. — Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung „Das Parlament“ zum Preise von DM 1,89 monatlich bei Postzustellung einschl. Beilage sowie Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preise von DM 5,— pro Stück einschließlich Verpackung zuzüglich Portokosten, nur an die Vertriebsabteilung, Hamburg 36, Gänsemarkt 21/23.

HERAUSGEBER: BUNDESZENTRALE FÜR HEIMATDIENST BONN/RHEIN KÖNIGSTRASSE 85